



Archäologie Baselland



Jahresbericht 2010

Dokumentationen und Funde

IMPRESSUM

Herausgeber: Archäologie Baselland, Liestal
Redaktion, Layout: Reto Marti
Lektorat: Andreas Fischer
Grafik: Tom – it's fair design! www.tom-ifd.ch
Druckversion: Schwabe AG, Muttenz
Bezugsquelle: Archäologie Baselland
Amtshausgasse 7
CH-4410 Liestal
oder als Download:
www.archaeologie.bl.ch

© 2011 Archäologie Baselland; Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion des Kantons Basel-Landschaft

Abbildungsnachweis: sämtliche Fotografien, Zeichnungen und Pläne stammen, wo nicht anders vermerkt, aus dem Fundstellenarchiv der Archäologie Baselland.

Die Archäologie hat viele Besucher

Wenn in der Römerstadt Augusta Raurica der Kaiseraugster Silberschatz gezeigt wird oder im Historischen Museum Basel die Himmelsscheibe von Nebra, ist eines gewiss: Das Publikum kommt in Scharen. Die Besucherzahlen belegen eindrücklich, wie attraktiv archäologische Themen in der Öffentlichkeit sind.

Nicht minder beliebt sind die erhaltenen archäologischen Zeugen im Gelände. Gemäss Kulturstatistik des Bundes steht der Besuch von historischen Denkmälern und archäologischen Stätten mit 66% an zweiter Stelle der beliebtesten kulturellen Aktivitäten, gleich nach den Konzerten (67%) und noch vor dem Kino (63%)! Im europäischen Durchschnitt stehen historische und archäologische Stätten in einer vergleichbaren Umfrage sogar an der Spitze der Beliebtheitskala.

Die Mittel, die der Kanton für die Erhaltung und Attraktivitätssteigerung seiner archäologischen Stätten einsetzt, sind deshalb gut angelegt. Es sind Investitionen in die Lebensqualität und Freizeitkultur unserer Bevölkerung. Die frisch sanierte Homburg steht für die Identität eines ganzen Tales. Es wäre interessant zu wissen, wie viele «Eintritte» seit ihrer Wiedereröffnung bereits auf ihr Konto gehen. An schönen Wandertagen wimmelt es jedenfalls nur so von Leuten dort oben. So muss es sein!

Reto Marti
Kantonsarchäologe, Leiter Archäologie und Museum Baselland



Inhalt

Jahresrückblick	4
Fundstellen und Schutzzonen	12
Grabungen und Bauuntersuchungen	22
Fundabteilung	106
Konservierungslabor	118
Archäologische Stätten	126
Dokumentation und Archiv	144
Auswertung und Vermittlung	154
Zeittabelle	172



Jahresrückblick

Frostiger Beginn und freundliches Ende – so ungefähr liesse sich das archäologische Jahr 2010 auf den Punkt bringen. Nachdem das Kantonsparlament in seiner Budgetdebatte im Dezember 2009 den Grabungskredit aufgrund eines Missverständnisses praktisch um die Hälfte reduziert hatte, war Überzeugungsarbeit gefordert. Parallel dazu musste in Oberdorf eine grossflächige Notgrabung mit reduziertem Personalbestand durchgeführt werden, zeitweilig bei Schnee und Regen. Doch der Sondereinsatz lohnte sich in beiden Fällen: Im Juni korrigierte der Landrat seinen Entscheid, und die Grabung in Oberdorf erbrachte wichtige neue Erkenntnisse.

Das blieben jedoch nicht die einzigen Erfolge. Auch in anderen Orten – etwa Liestal und Muttenz – führten Notgrabungen und Bauuntersuchungen zu spannenden Neuentdeckungen. Am «Markt des Wissens» in Liestal und Basel, gehalten zu Ehren des 550-Jahr-Jubiläums der Universität Basel, stiess der gemeinsame Auftritt der regionalen archäologischen Institutionen auf die begeisterte Aufmerksamkeit eines grossen Publikums. Und im Oktober bewilligte das Parlament den Verpflichtungskredit für die umfassende Sicherung der Ruine Pfeffingen.

Den krönenden Abschluss des Jahres bot schliesslich die Wiedereröffnung der Homburg, an einem wunderbar milden Spätherbsttag im November. Nach drei Jahren Dokumentation und Sicherung steht die beliebte Ruine damit der Öffentlichkeit wieder zur Verfügung.

Reto Marti

Ein grosser Moment. Nach dreijähriger Arbeit wird die Ruine Homburg wieder eröffnet (Bild Basellandschaftliche Zeitung, Fabian Muster).

Gestärktes Grabungsteam

Neu im Grabungsteam:
Susanne Afflerbach
stiess von der
Grabungsequippe
Basel-Gasfabrik zur
Archäologie Baselland.

Seit Jahren hält die Archäologie Baselland fest, dass ein Ausgrabungsteam mit gerade mal zwei Festangestellten zu klein ist. Um schnell und effizient eingreifen zu können, ist ein Kernteam von mindestens doppelt so vielen gut ausgebildeten Fachleuten nötig, die sich mit Laservermessung, digitaler

Fotografie, Felddokumentation, unserer IMDAS-Datenbank sowie der Bedienung von Baumaschinen auskennen. Unser Antrag, aus diesem Grund zwei schon seit Jahren eingesetzte Temporärkräfte in den Sollstellenplan überzuführen – was für den Staat erst noch günstiger gekommen wäre – wurde vom Parlament im Rahmen der Budgetdebatte jedoch abgelehnt, weil es der Meinung war, dass da versucht werde, zwei gänzlich neue Stellen zu schaffen. Der geplante Budgetübertrag wurde gestrichen, mit dem Resultat, dass die Mittel danach sowohl in den Sach- als auch in den Personalkosten fehlten. Faktisch bedeutete dies beinahe eine Halbierung des Grabungskredites.

Erst nach einer Intervention kam die landrätliche Finanzkommission auf diesen Entscheid zurück. Sie erkannte den Irrtum, und am 24. Juni ging das Parlament auf unser Anliegen ein. Das Grabungsteam

>

**Viel Grabung mit wenig
Personal: Oberdorf, Uli
Schadweg.**



besteht seit diesem Zeitpunkt aus insgesamt 400 festen Stellenprozenten, verteilt auf fünf Personen, womit es in Zukunft auf einer solideren Basis steht.

Die Wirren um Grabungskredit und -personal enthoben uns nicht der grundsätzlichen täglichen

Verpflichtungen. So mussten die Grossgrabung in Oberdorf oder die Untersuchung der Gerberei in Liestal mit stark reduzierten Mitteln auskommen. Wie erfolgreich das Team trotz dieser belastenden Situation arbeitete, verdient grösste Anerkennung!

Auf der Grossgrabung Oberdorf, Uli Schadweg, musste auch die Zeichnerin Sarah Hänggi zu schwerem Gerät greifen.



Sicherungsprogramm von Burgen

Support von höchster Stelle. Regierungsrat Urs Wüthrich packt anlässlich der Eröffnung der Homburg tatkräftig mit an.

Das Baselbiet ist eine der burgenreichsten Regionen Europas. Mit dem termin- und budgetgerechten Abschluss der Sicherungsarbeiten auf der Homburg bei Läuelfingen ist ein weiterer wichtiger Meilenstein im Sanierungsprogramm dieser für die Region so charakteristischen Stätten erreicht.

Doch das nächste Projekt ist bereits aufgegleist: Am 28. Oktober bewilligte der Landrat den Kredit für die Sicherung der Ruine Pfeffingen, eines weiteren Kulturdenkmals von nationaler Bedeutung. Auch die Burg Pfeffingen, ein äusserst beliebtes Ausflugsziel in der Agglomeration von Basel, befindet sich in prekärem Zustand. 2006 sind Mauerteile im Eingangsbereich eingestürzt; 2007 musste das Innere des Wohnturms aus Sicherheitsgründen für das Publikum gesperrt werden.

Mit einem dreimal so grossen Mauervolumen wie die Homburg stellt das Projekt hohe Anforderungen. Es bleibt – im Interesse der Erhaltung des Kulturguts und der Sicherheit der Besucherinnen und Besucher – zu hoffen, dass die Mittel für die Umsetzung des Projekts trotz Sparzwangs in den nächsten Jahren zur Verfügung gestellt werden können. Andernfalls drohen weitere, grossräumigere Absperren und ein fortschreitender Substanzverlust.

>

Gold? Ein Jungforscher anlässlich des «Markt des Wissens» in Basel.



Archäologie für alle

Grabungen, Bauuntersuchungen und Burgensanierungen sind wichtig für die Sicherung des Kulturgutes. Doch letztlich gehen Archäologie und Geschichte uns alle etwas an und müssen entsprechend vermittelt werden. Der «Markt des Wissens», der am 17./18. April in Liestal und am 17.–19. September

in Basel stattfand, war eine ideale Plattform dazu. Rund 100'000 Besucher kamen, und viele haben sich intensiv mit den Angeboten der Archäologie auseinandergesetzt. Weitere Highlights waren die Eröffnungen der Ausstellung «Bei Nacht und Nebel» in Sissach und unserer ersten Infostelle in Pratteln.

Die Bildungs-, Kultur- und Sportkommission des Landrats und Regierungsrat Urs Wüthrich informieren sich auf der Homburg.



Leben ist Lernen

Kulturschicht? Andreas Fischer, Claudia Spiess und Roland Leuenberger studieren die Stratigrafie der Opéra-Grabung.

Die Fachstelle Archäologie und Museum besteht zu einem grossen Teil aus Experten unterschiedlichster Ausrichtung. Permanente Weiterbildung ist für alle ein Muss. In Ergänzung zum kantonsinternen Angebot besuchen die Mitarbeitenden fachspezifische Kurse und Tagungen im In- und Ausland. Daneben

werden im Bedarfsfall Kurse vor Ort organisiert, im Berichtsjahr etwa ein Notfallkurs für das Personal im Aussendienst. Ein Betriebsausflug führte nach Zürich ins Landesmuseum und zur Opéra-Grabung, die einen faszinierenden Einblick in die Pfahlbauwelt mit ihren Feuchtbodenbefunden bot.



Ausblick

Es ist oft eine echte Herausforderung, neben dem Tagesgeschäft die Forschung nicht aus den Augen zu verlieren. In den letzten beiden Jahren wurde zu diesem Zweck die Zusammenarbeit mit den Universitäten intensiviert. Debora Tretola schloss ihr Lizentiat mit einer Arbeit über das spätkeltische Gehöft von Reinach-Mausacker an der Universität Bern erfolgreich ab. Im Hinblick auf eine Publikation wird sie nun den gesamten spätlatènezeitlichen Horizont dieser Fundstelle bearbeiten. Jürg Sedlmeier hat erste Texte zu seinem geplanten Werk über das Spätpaläolithikum in der Region abgeliefert. Und nach über 20 Jahren soll nun endlich die liegen gebliebene Auswertung der äusserst spannenden, frühen Burganlage auf dem Altenberg bei Füllinsdorf zu einem Ende geführt werden.

<

**Im Ernstfall entscheidend.
Mitarbeiterinnen und
Mitarbeiter der Archäologie
Baselland absolvieren einen
Notfallkurs.**

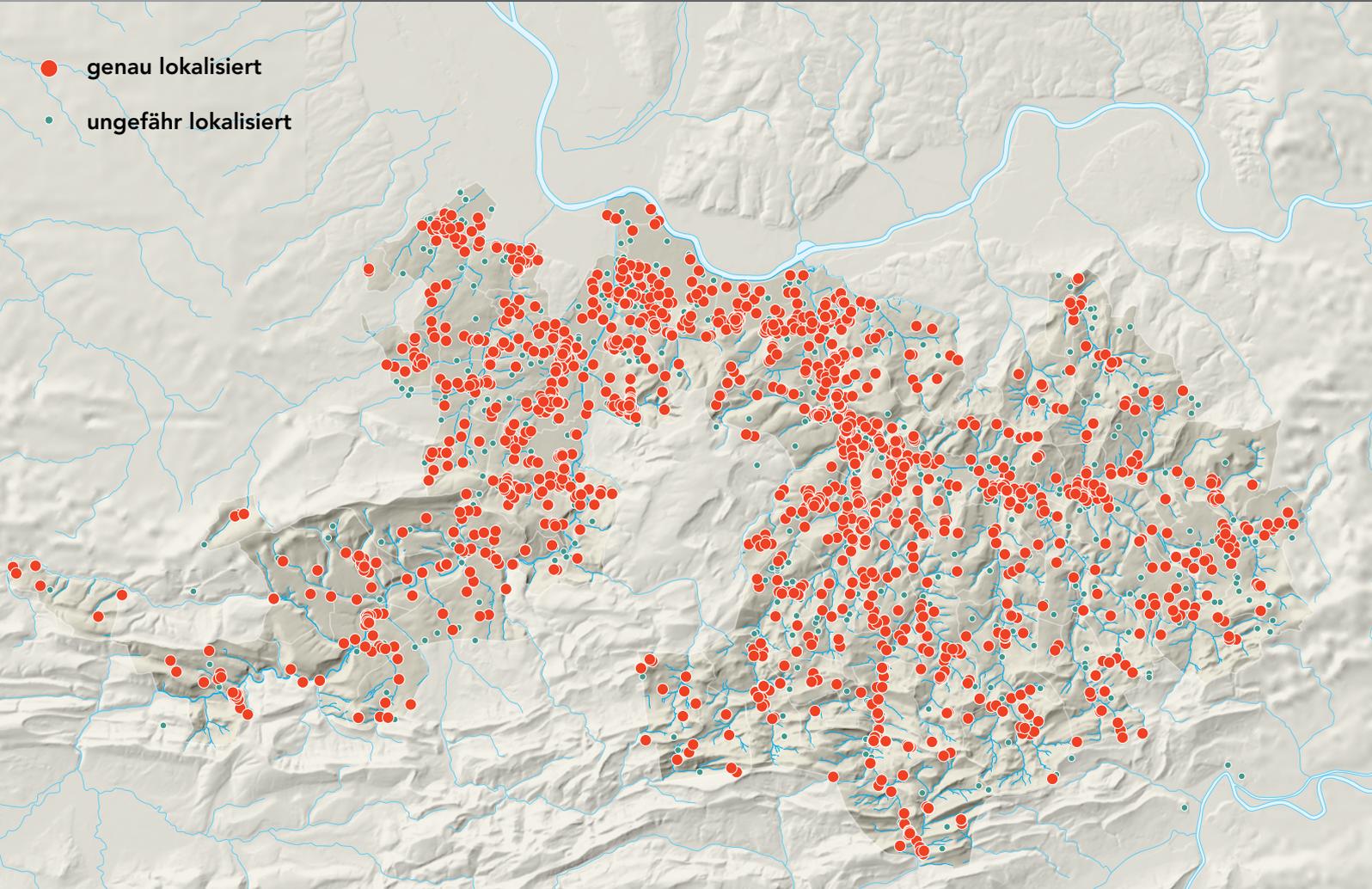
Ich danke meinem kleinen, aber umso engagierteren Team für seinen grossen Einsatz, aber auch unseren Partnern in der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion für die grosse Unterstützung in diesem ereignisreichen Jahr.

Reto Marti



**Kniefall vor der
Wissenschaft? Guido
Faccani studiert die
Architekturstücke der
Burg Altenberg bei
Füllinsdorf.**

- genau lokalisiert
- ungefähr lokalisiert



Fundstellen und Schutzzonen

Im vergangenen Jahr ist das Fundstellenarchiv um 55 neue Dossiers angewachsen, von denen zehn bereits bekannte Fundstellen betreffen. Nach verschiedenen Bereinigungen durch das Ausscheiden oder die Zusammenlegung bereits bestehender Aktennummern waren Ende des Jahres 2010 in der Fundstellendatenbank 3334 Datensätze erfasst, was einen Zuwachs von 50 Eintragungen gegenüber dem Vorjahr (3284) bedeutet.

Den grössten Zuwachs verzeichnen mit 20 neuen Dossiers die bauarchäologischen Untersuchungen. An zweiter Stelle folgen mit je fünf Neuzugängen steinzeitliche Lesefundstellen und Unterhaltsarbeiten an mittelalterlichen Burgen. Die restlichen Aktivitäten beziehen sich auf Befunde zum Wasserbau (4), darunter zwei Massnahmen an der römischen Wasserleitung von Lausen nach Augst, auf römische Siedlungsreste (3), historische Wege (2), paläontologische Funde (2), historische Gewerbereste (2) sowie eine Kirche, einen Luftbildbefund, einen vermuteten frühmittelalterlichen Friedhof, eine frühmittelalterliche Siedlung und verschiedene Einzelfunde.

Die neuen Fundstellen wurden dank Meldungen von aufmerksamen Bürgerinnen und Bürgern oder durch die routinemässigen Kontrollen der Archäologie Baselland bekannt. All jenen Bauherren, Architektinnen und Bauleuten, aber auch den zahlreichen engagierten Sammlerinnen und Forschern, die auch im vergangenen Jahr wieder dazu beigetragen haben, das Wissen über die archäologischen und bauhistorischen Stätten unseres Kantons zu erweitern und das kulturelle Erbe zu bewahren, gebührt unser herzlicher Dank.

Michael Schmaedecke

<

Die Karte zeigt sämtliche bekannten archäologischen Fundstellen des Kantons Basel-Landschaft (ausserhalb der Römerstadt Augusta Raurica).

Baugesuchskontrolle

Therwil, untere Mühle,
im Dornröschenschlaf,
vor Beginn der
Bauarbeiten.

Im Jahr 2010 wurden 2560 Baugesuche kontrolliert (2009: 2305). Wenn die Bauprojekte innerhalb einer archäologischen Schutzzone oder im Bereich bekannter Fundstellen lagen und deshalb mit archäologischen Befunden zu rechnen war, erhob die Archäologie Baselland Einsprache gegen die Bau-

gesuche. Dies war im vergangenen Jahr 94 mal der Fall (2009: 72), das heisst in 3.7% aller Baugesuche (2009: 3.1 %). Nachdem die Bauherrschaften und die projektverantwortlichen Personen zugesichert haben, dass sie die Archäologie Baselland rechtzeitig vor Beginn der Bauarbeiten informieren und ihr ausreichend Zeit zur Dokumentation eventuell zu Tage tretender archäologischer oder bauhistorischer Befunde lässt, wurden die Einsprachen zurückgezogen (89.3% der Fälle). Bei den restlichen Einsprachen haben sich die Planungsabläufe verzögert, so dass die Rückzüge später erfolgen werden.

75 Baustellen wurden überwacht, bei denen mit archäologischen Befunden zu rechnen war. Bei 39 Baustellen handelte es sich um Gesuche aus dem laufenden Jahr, bei den restlichen um solche aus den Vorjahren. In elf Fällen wurden archäologische Befunde festgestellt und dokumentiert, wobei zehn Mal das Grabungsteam der Archäologie Baselland zum Einsatz kam.



Darüber hinaus fanden 13 Bauuntersuchungen statt. 10 Untersuchungen wurden als Folge von Baueinsparungen des laufenden Jahres durchgeführt, drei auf Grund von Eingaben aus den Vorjahren.

Die archäologischen oder bauhistorischen Untersuchungen wurden mehrfach vor dem eigentlichen Baubeginn, meistens jedoch parallel zu den Bauarbeiten durchgeführt. Letzteres erforderte genaue Absprachen und ein gutes Zusammenspiel zwischen den bauausführenden Firmen und der Archäologie Baselland, was im Allgemeinen auch gut funktioniert hat.

In mehreren Fällen haben sich Bauherrschaften erfreulicherweise bereits vor dem Einreichen des Baugesuchs mit der Archäologie Baselland in Verbindung gesetzt, um abklären zu lassen, ob vor Beginn der Arbeiten eine archäologische Ausgrabung oder Bauuntersuchung erforderlich ist. In vier bislang unbebauten Gebieten und bei vier Gebäuden war dies tatsächlich der Fall, und die nötigen Son-

dierungen wurden zeitnah durchgeführt. So liessen sich bereits in einer frühen Projektphase die erforderlichen Dokumentationen anlegen und mögliche Verzögerungen für den Bauablauf ausschliessen.

Michael Schmaedecke

Dittingen, Dorfstrasse 4,
das Gebäude vor der
Sanierung.



Ernst Schmutz im
altehrwürdigen
Kurhaus Obetsmatt
bei Lampenberg vor
einem seiner mit
Silexartefakten prall
gefüllten Sammlungs-
schränke.



Ernst Schmutz: Die Entdeckung einer bedeutenden Steinzeit-Industrie

Als Ernst Schmutz im September 1968 in der Nähe seines Wohnortes – dem Kurhaus Obetsmatt bei Lampenberg – auf einem Acker beim Kartoffeln auflesen zufällig eine jungsteinzeitliche Pfeilspitze aus Silex («Feuerstein») fand, war er sich noch nicht bewusst, dass dies der Beginn einer einzigartigen Entdeckungsgeschichte werden sollte.

Nach diesem Fund vergingen sechs Jahre, bis der schon immer den Naturwissenschaften zugetane Landwirt am 30. September 1974 seinen nächsten Treffer landete. Es war eine vollständig erhaltene, neolithische Beilklinge aus Silex. Solche Beilklingen stellten damals in der Schweiz eine ausgesprochene Rarität dar, das seltene Stück war deshalb eine kleine Sensation. Angeregt durch diesen wichtigen Fund intensivierte Ernst Schmutz seine gezielte Suche nach weiteren steinzeitlichen Objekten. Und siehe da: Die nächsten Funde liessen nicht lange auf sich warten.

In der Umgebung des Kurhauses Obetsmatt lokalisierte er in den folgenden Jahren mehrere neoli-

thische Fundstellen, die er in unzähligen Stunden regelmässig nach Silexartefakten absuchte, fachgerecht dokumentierte und sorgfältig aufbewahrte. Ihre Interpretation gestaltete sich jedoch äusserst schwierig. Die grobe Machart und die grossen Formen unterschieden sich nämlich deutlich von den

Blick von der Ruine Waldenburg nach Norden über das Waldenburgertal auf die Hochfläche bei Lampenberg (rechts).



Rohformen von
Beilklingen aus Silex,
die aus irgendeinem
Grund nicht fertig
gestellt wurden,
sowie ...

Silexartefakten aus den bekannten neolithischen Siedlungen. Die zeitliche und kulturelle Stellung dieser Funde blieb deshalb in Ermangelung von regionalen Vergleichsmöglichkeiten vorerst unbekannt. Die Funde führten daher mehrere Jahre lang ein Schattendasein.

Diese unbefriedigende Forschungssituation änderte sich 1989, als Ernst Schmutz im Wald auf der Anhöhe des Stälzlers bei Lampenberg unverhofft auf weitere Silexstücke stiess. Am Anfang war nicht klar, ob es sich bei diesen Objekten um natürliche Bruchstücke oder um Artefakte, das heisst vom Menschen hergestellte Objekte, handelt. Zahlreiche Rohknollen und andere nicht klar definierbare Silexstücke liessen vermuten, dass hier zumindest ein natürliches Silexvorkommen im Boden verborgen lag.

Wie der Entdecker kurz darauf feststellte, befanden sich unter den vielen natürlichen Bruchstücken und Rohknollen auch «echte» Silexartefakte. Am 3. Juni 1990 fand er sogar die Rohform einer Silexbeilklinge, die den endgültigen Nachweis für die Anwesenheit des steinzeitlichen Menschen erbrachte. Weitere Artefaktfunde führten dann zur festen Überzeugung, dass die Rohmateriallagerstätte und der urgeschichtliche Mensch miteinander in Verbindung standen. Zahlreiche Schutthügel liessen zudem erahnen, dass Grabarbeiten stattgefunden hatten, um die im Kalk eingelagerten Silexknollen aus dem Untergrund zu holen.



Damit aber nicht genug: Die 1991 während einer Rettungsmassnahme der Archäologie Baselland zu Tausenden geborgenen Silexabschläge, Schlagsteine und Rohformen von Silexbeilklingen liessen erkennen, dass inmitten des 11'000 m² messenden Silexabbaugebietes auch Schlagplätze vorhanden waren, wo im Neolithikum die gewonnenen Silexknollen systematisch zu Beilklingen verarbeitet wurden. Die vielen grossen Abschläge liessen sich als Abfallprodukte deuten, die vor allem bei der Beilklingenherstellung angefallen sind. Dies klärte auch der Charakter der Fundorte in der Umgebung vom Kurhaus Obetsmatt: Die zahlreichen, zum Teil sehr grossen Abschläge, Schlagsteine und die Rohformen von Beilklingen zeigen, dass es sich auch dort um neolithische Silexschlagplätze handelt, an denen das beim Stälzler gewonnene Rohmaterial zusammengetragen und verarbeitet wurde.

Nach der Entdeckung des Fundortes «Stälzler» dehnte Ernst Schmutz seine Forschungen in das Gebiet um Schloss Wildenstein aus und stiess dort ebenfalls auf mehrere reichhaltige Silexschlagplätze. Die Art dieser Fundinventare mit ihren vielen Ab-

schlägen und Rohbeilen zeigt, dass auch sie in enger Beziehung zur benachbarten Silexlagerstätte standen. Die Tätigkeiten der neolithischen Menschen fanden also auch hier in Zusammenhang mit der Verarbeitung des örtlich vorkommenden Silex statt. Der Raum Lampenberg war somit im Neolithikum

... die bei der
Beilklingenherstellung
entstandenen
Abschläge.



ein bedeutendes Zentrum für die Gewinnung und Verarbeitung von Silex, dem sogenannten «Stahl der Steinzeit».

Die grosse Bedeutung des Gebietes zeigt sich auch bei den fertigen Beilklingen, die ihren Weg bis in

teilweise weit entfernte Gebiete fanden. So kam zum Beispiel in einem Grab im Wallis eine 24 cm lange, vollendet gearbeitete Beilklinge aus «Stälzlersilex» zum Vorschein, die dem Bestatteten als wertvolle Beigabe mitgegeben worden war. Weitaus mehr Beilklingen gelangten jedoch in die umlie-



genden neolithischen Siedlungen. Dort fanden sich auch unzählige Geräte, Abschläge und Klingen, die aus dem Stälzler Material gefertigt waren.

Die verdienstvolle Tätigkeit von Ernst Schmutz lässt das Gebiet bei Lampenberg in einem völlig neuen Licht erscheinen. Dank seinem unermüdlichen Forscherdrang verfügen wir heute über grundlegende Kenntnisse der neolithischen Silexverarbeitung sowie über die zum Teil weit reichenden Handelswege. Vor 6'000 Jahren wurde in den jung-

neolithischen Siedlungen der Region, aber auch darüber hinaus, tagtäglich «Stälzlersilex» zum Hacken, Schneiden und Bohren gebraucht: ein echter steinzeitlicher Exportschlager aus dem Baselbiet!

Jürg Sedlmeier

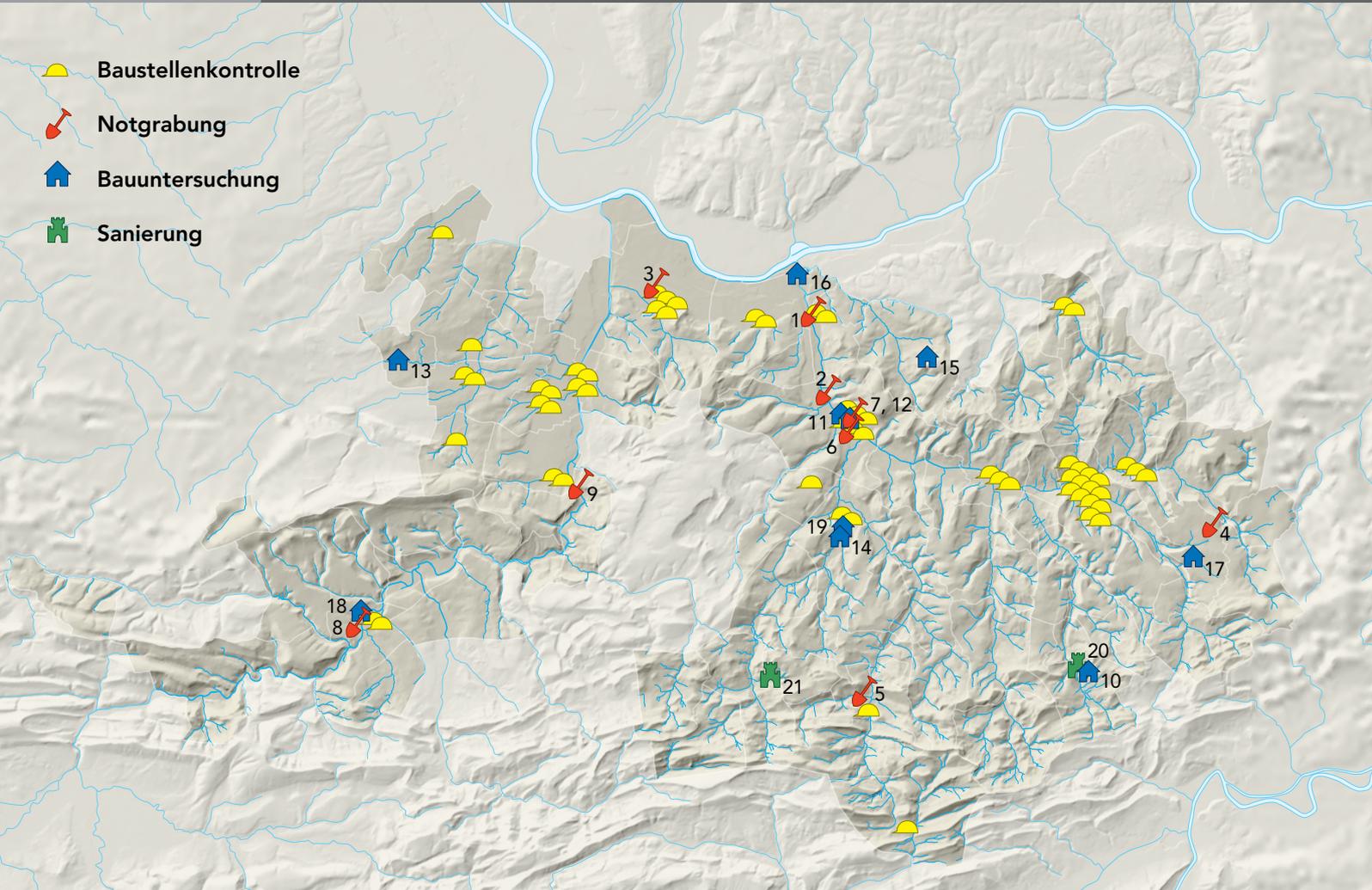
Eine fertige Silexbeilklinge: Ernst Schmutz fand das etwa 13 cm lange Stück 1974 auf einem Acker nahe dem Kurhaus Obetsmatt.

<

Geländemodell des Stälzlers bei Lampenberg in Schrägsicht. Deutlich sind die während des Neolithikums, vor rund 6000 Jahren, aufgeschütteten Schutthügel zu erkennen.



-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Sanierung



Grabungen und Bauuntersuchungen

Das Grabungsjahr 2010 begann ausgesprochen anspruchsvoll: Bereits im Februar musste das kleine Team zu einer Notgrabung in Oberdorf ausrücken, während die knappen Mitteln die Anstellung zusätzlicher Temporärkräfte verunmöglichten. Rund 3'650 Quadratmeter einer mittelalterlichen Siedlung galt es zu untersuchen, bei Schnee und Regen, in einem Zeitfenster von vier Monaten. Dass dies gelang, zeugt von der guten Organisation und der hohen Motivation unserer Mitarbeiter.

Wer weiss, wie selten ländliche Siedlungsbefunde des 10./11. Jahrhunderts in der Schweiz und dem Umland sind, versteht, dass sich der grosse Einsatz in Oberdorf gelohnt hat. Die Grabungen 2009 und 2010 haben unser Bild der Prozesse, die im Laufe von Früh- und Hochmittelalter zur Herausbildung der Dörfer im Oberbaselbieter Jura geführt haben, deutlich geschärft.

Doch auch andere Grabungen erbrachten wesentliche neue Erkenntnisse. So wurden in Liestal erstmals die Spuren einer Gerberei untersucht, in Muttenz die Reste einer römischen Villa, in Laufen ein weiterer Ziegelbrennofen. In Wenslingen stiess man dank geophysikalischer Untersuchungen endlich auf den römischen Gutshof, der durch Gräber und Lesefunde in der Gegend schon lange vermutet worden war. Im Rössli zu Bubendorf führten Bauuntersuchungen zur Entdeckung einer prächtigen bemalten Balkendecke und in Arisdorf gingen wir dem Ursprung einer rätselhaften Feldscheune nach. Doch lesen Sie selbst ...

Reto Marti

<
Wichtige Notgrabungen
und Bauuntersuchungen
sowie Baustellen-
kontrollen und
Sanierungsmassnahmen
der Archäologie
Baselland im Jahr 2010
(vgl. die Liste auf den
folgenden Seiten).

Grabungen

- 1 Füllinsdorf, Hülfenschanze (Paläontologie)
- 2 Liestal, Erzenbergstrasse 40 (Römerzeit)
- 3 Muttenz, Brühlweg (Römerzeit)
- 4 Wenslingen, Erzmatt (Römerzeit)
- 5 Oberdorf, Uli Schadweg (Mittelalter)
- 6 Liestal, vor dem Törli (Mittelalter, Neuzeit)
- 7 Liestal, Gerberstrasse 27 (Neuzeit)
- 8 Laufen, Delsbergerstrasse 94/96 (Neuzeit)
- 9 Duggingen, Angenstein (Neuzeit)

Bauuntersuchungen

- 10 Läfelfingen, Homburg
- 11 Liestal, Gerberstrasse 11
- 12 Liestal, Gerberstrasse 27
- 13 Biel-Benken, Mühlegasse 21
- 14 Bubendorf, Rössli
- 15 Arisdorf, Marchbel
- 16 Augst, Rheinstrasse 2/4
- 17 Wenslingen, Dorfstrasse 68/69
- 18 Laufen, Hauptstrasse 29
- 19 Bubendorf, Hauptstrasse 63

Sanierungen

- 20 Läfelfingen, Homburg
- 21 Reigoldswil, Rifenstein

Baustellenkontrollen

Aesch, Drosselweg	Liestal, Langhagstrasse 7	Reinach, Lachenweg
Aesch, Jurastrasse 10	Liestal, Vogelsangweg 6	Seltisberg, Sophie Gerster-Weg
Allschwil, Parkallee	Liestal, Wiedenhubstrasse 51	Sissach, Bützenenweg 60a
Bubendorf, Gyrhaldenstrasse 13	Maisprach, Bündtenwinkel (2 Etappen)	Sissach, Jurastrasse 10
Bubendorf, Hauptstrasse 63	Münchenstein, Bruckfeldstrasse (2 Etappen)	Sissach, Limberghof 34
Ettingen, Hauptstrasse 8	Münchenstein, Heiligholzstrasse	Therwil, Buchenrain 8
Füllinsdorf, Im Leimen 24	Münchenstein, Platanenweg 7	Therwil, Ebnetstrasse 10–16
Füllinsdorf, Wölferstrasse	Muttenz, Auhafenstrasse	
Gelterkinden, Am Keltenweg	Muttenz, Brühlweg 71	
Gelterkinden, Eiweg 4	Muttenz, Fröscheneckweg 18	
Gelterkinden, Ischlagweg (7 Etappen)	Muttenz, Margelackerstrasse	
Gelterkinden, Rössligasse 4	Muttenz, Römerweg 41	
Gelterkinden, Schweienweg (2 Etappen)	Oberdorf, Zinsmattweg 27	
Gelterkinden, Sissacherstrasse 24	Oberwil, Talstrasse	
Gelterkinden, Zilweg	Ormalingen, Farnsburgweg (2 Etappen)	
Langenbruck, Hauptstrasse 2	Ormalingen, Spitzlerweg	
Laufen, Delsbergerstrasse 94–96	Pratteln, Grüssenweg	
Laufen, Saalweg 8	Pratteln, Hardstrasse	
Liestal, Bienentalstrasse 7h	Reinach, Austrasse	
Liestal, Erzenbergstrasse 40	Reinach, Baumgartenweg	
Liestal, Kanonengasse 55	Reinach, Hinterlindenweg 1	

Füllinsdorf, Hülftenschanze: Ein Mammutstosszahn in der Mammutbaustelle

Füllinsdorf, Hülftenschanze. Das Stosszahn-Fragment nach der Freilegung

Im März des Berichtsjahres meldete das kantonale Tiefbauamt der Archäologie Baselland den Fund eines Mammutstosszahnes. Der gut erhaltene, aber fragile Fund war bei Baggararbeiten auf einer Baustelle der zukünftigen Hauptstrasse H2 Pratteln-Liestal zum Vorschein gekommen. Lediglich die

Spitze des Stosszahnes war abgebrochen. Der genaue Fundort lag im Abschnitt H2 Nord bei der Hülftenschanze in rund sieben Metern Tiefe im anstehenden Niederterrassenschotter.

Nach der fotografischen und zeichnerischen Dokumentation des rund 1.4 Meter langen Stosszahnes musste dieser möglichst ohne weitere Beschädigungen geborgen werden. Dafür traten Spezialisten des Konservierungslabors auf den Plan. Der Stosszahn wurde abschnittsweise untergraben und immer wieder mit straff umwickelter Haushaltsfolie gefestigt. Zusätzliche Gipsverstärkungen schützten



>
Vermessungsarbeiten auf der Grossbaustelle. Der Fundort des Stosszahns unten rechts liegt in rund sieben Metern Tiefe.

seine Enden. Nach jedem Abschnitt wurde eine Schalttafel weiter unter das Fundstück geschoben.

Da der Stosszahn als solcher nicht ohne weiteres zu datieren ist, können nur ungefähre Angaben über sein Alter gemacht werden. Sicher ist, dass er im

würmzeitlichen Niederterrassenschotter lag, was auf ein Alter von mindestens 12'000 Jahren schliessen lässt.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
März 2010

Zivi Gabriel Aberegg,
Praktikantin Renate
Uetz und Restauratorin
Nicole Gebhard bei der
Bergung des brüchigen
Objekts.



Liestal, Erzenbergstrasse 40: römische Wasserleitung im Steilhang

Liestal,
Erzenbergstrasse 40.
Im steilen Gelände
lag die Wasserleitung
stellenweise frei.

Die unterirdische Wasserleitung, die in römischer Zeit Augusta Raurica mit Wasser aus dem Ergolztal versorgte, ist ein Meisterwerk römischer Ingenieurskunst. Damit die Leitung einwandfrei funktionierte, war auf der ganzen Länge von Lausen bis Augst ein einheitliches Gefälle von 1.5‰ nötig. So

war gewährleistet, dass das Wasser stetig floss und sich gleichzeitig Schwebstoffe und Sedimente absetzen konnten. Auf diese Weise liess sich die Stadt mit sauberem Trinkwasser versorgen, obwohl der Grossteil des Wassers vermutlich aus der gestauten Ergolz entnommen wurde.



Das einheitliche Gefälle der Wasserleitung bedingte allerdings eine rigorose Anpassung an das Gelände. Die Leitung musste exakt den Höhenkurven folgen. Auf der Höhe von Liestal bedeutete dies die Querung der steilen Flanke des Schleifenbergs.

Man kann sich heute nur noch schwer vorstellen, welchen Aufwand es erforderte, in einem solchen Steilhang einen Graben für einen unterirdischen, mannshohen Kanal auszuheben und diesen aus Bruchsteinmauerwerk zu errichten. Die Leistung ist umso höher zu bewerten, wenn man die Dauerhaftigkeit des Bauwerks berücksichtigt. Zwar hat die Erosion bis heute, also in rund 2000 Jahren, das Gewölbe und grosse Teile der Seitenwände abgetragen. Die Sohle und ihre wasserdichte Mörtel-Auskleidung haben die Jahrhunderte aber unbeschadet überstanden.

Dies liess sich mit drei kleinen Sondiergrabungen im Hang oberhalb der Liegenschaft Erzenbergstrasse

40 feststellen, wo die Erosion in den letzten Jahren Steine des Mauerwerks freigelegt hatte.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Oktober 2010

Drei kleine Sondiergrabungen haben gezeigt, dass die Sohle und ein Teil der hangseitigen Mauer noch erhalten sind.



Muttenz, Brühlweg 71,
Überblick über die
Grabung. Rechts die
bereits seit langem
bekannten, aber erst
jetzt genau lokalisierbaren
Fundamentreste des
grösseren, mehrräumigen
Baus, links die neu
entdeckten Mauern eines
Nebengebäudes.



MuttENZ, Brühlweg: zwei Grabungen im Areal der römischen Villa Brühl

Das Gebiet von MuttENZ war bereits in der Römerzeit dicht besiedelt. Mindestens drei römische Gutshöfe sind bisher bekannt. Die grösste und bekannteste Anlage befand sich in der Flur Feldreben, wo der Basler Altertumswissenschaftler Karl Stehlin in den Jahren 1910–1913 erste Mauerzüge freilegte. Grössere Grabungen folgten 1957, als das dortige Gelände mit Reihenhäusern überbaut wurde. Dabei kamen unter anderem Teile des Herrenhauses mit einem Keller sowie ein weiteres Nebengebäude ans Licht.

Ein weiterer römischer Gutshof befand sich im Bereich der Kirche St. Arbogast, unter dem heutigen Ortskern. Von dieser Anlage, aus der das frühmittelalterliche Dorf MuttENZ entstand, ist bisher erst wenig bekannt.

Schliesslich befindet sich im Bereich des Brühlwegs eine dritte römische Anlage. Sie wurde sogar noch früher entdeckt als die Villa Feldreben, nämlich bereits 1892 durch den Historienmaler Karl Jauslin. Die Ausgräber legten damals die Fundamente eines grösseren römischen Gebäudes sowie Teile einer

MuttENZ, Brühlweg 71.
Der Praktikant Robert Knöll beim Freilegen archäologischer Befunde.



Muttenz, Brühlweg 71.
Schnitt durch ein
Fundament des Neben-
gebäudes. Es besteht
aus in die Grube
geschütteten Kieseln.

Umfassungsmauer frei. Am selben Ort führte Karl Stehlin in den Jahren 1910 und 1911 eine zweite Grabungskampagne durch.

Zwei aktuelle Bauprojekte im Bereich der Villa Brühl lösten im Berichtsjahr weitere Notgrabungen

aus. Im Juni wurde am Brühlweg 71 für den Bau eines Einfamilienhauses eine rund 200 m² grosse Fläche geöffnet. Die Überraschung war gross, als unmittelbar unter dem Humus Teile der bereits früher untersuchten Fundamente zum Vorschein kamen: Sie waren aufgrund der alten Einmessung zehn Meter weiter östlich erwartet worden!

Die sofort eingeleitete Grabung förderte nebst den östlichsten Abschnitten des bereits bekannten Gebäudes Fundamentreste eines Nebengebäudes zu Tage. Zugehörige intakte Kulturschichten waren indes kaum mehr erhalten. Das Fundmaterial besteht vor allem aus römischen Ziegelfragmenten, gefolgt von Keramikscherben und Tierknochen. Aber auch einige bemerkenswerte Metallobjekte kamen zum Vorschein, etwa eine frühe Fibel vom Typ «Lang-

>

Muttenz, Brühlweg 71.
Mondförmiger Griff
einer bronzenen
Öllampe, Durchmesser
maximal 5 Zentimeter.



ton-Down» oder der mondformige Griff einer Öllampe aus Buntmetall. Wichtig für die künftige Auswertung könnte eine constantinische Münze (AE4, Imitation, geprägt für Rom, ca. 330–340 n. Chr.) werden: Sie lag im Bereich der Fundamentsteine des Nebengebäudes. Wenn sie tatsächlich bei dessen

Errichtung in den Boden gelangte, wäre dies ein Beweis, dass dieses Gebäude erst in spätrömischer Zeit, um die Mitte des 4. Jahrhunderts, errichtet worden war. Allerdings fehlen weitere Funde, die eine Benutzung der Anlage im 4. Jahrhundert belegen würden.

Muttenz, Brühlweg 71.
Die Gewandschliesse vom Typ «Langton-Down» ist typisch für die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.



Eine zweite, grössere Grabung folgte direkt im Anschluss in der Nachbarsparzelle am Brühlweg 73. Im Juli und August wurden dort, vorgängig zu einem Bauprojekt, rund 860 m² untersucht. Die Befunde sind in diesem Bereich indes schwieriger zu interpretieren als in der vorangegangenen Ausgrabung.

Mit Ausnahme zweier in einem Leitungsgraben angeschnittener Fundamente des bereits bekannten Gebäudes kamen keine Mauern mehr zum Vorschein. Lediglich eine Anhäufung von Kalkbruchsteinen und Gerölln könnte als spärlicher Überrest einer Mauer gedeutet werden.



Was tun mit den Unmengen an römischen Ziegelstücken ohne besondere Merkmale? Susanne Afflerbach sortiert sie aus, ...



... dann werden sie fundkomplexweise und typologisch sortiert ausgelegt, beidseitig fotografiert, ausgezählt ...



... und anschliessend bis auf einige Belegstücke entsorgt. Auf diese Weise kann das Funddepot stark entlastet werden.



- Grabungsgrenze 2010
- Mauer erhalten
- Mauer ergänzt
- Grube/Graben erhalten
- Grube/Graben ergänzt
- Grube/Graben fraglich
- Gebäude rekonstruiert
- Boden/Planie
- Boden/Planie ergänzt
- Feuerstelle
- Störung



Muttenz, Brühlweg 73.
Überreste der
Pflasterung (links). Die
Ziegelschuttschicht
im Profil gut erkennbar
(rechts).

Sehr ausgeprägt hingegen waren Ziegelschuttschichten, die als eigentliche Abbruchhorizonte interpretiert werden können. Die Ziegel stammen wohl vom Dach des grösseren der beiden römischen Gebäude. Sie wurden beim Zerfall direkt in der Umgebung abgelagert und später durch Ausplanie-

ren und Durchwühlen der römischen Schichten im Areal verteilt.

An mehreren Stellen wurde eine Pflasterung festgestellt, die überwiegend aus Geröllen sowie wenigen Mörtelresten besteht. Es könnte sich dabei um





Wichtiger Einsatz von Temporärkräften. Zivi Matthias Sägesser und Mark Vine bei der «industriellen» Reinigung der römischen Baukeramik im Feld (links). Praktikantin Sina Fehlmann und Matthias Sägesser messen mit dem Tachymeter einen Befund ein.

Muttenz, Brühlweg 73.
Bodenscherbe einer
Terra sigillata-Tasse mit
unleserlichem Stempel
des Produzenten auf
der Innenseite.

die Überreste eines Weges oder Vorplatzes handeln. Allerdings war die Erhaltung des Befundes infolge nachrömischer Erosionsprozesse schlecht und lückenhaft, so dass aufgrund der gefundenen Reste nicht auf die ursprüngliche Form der Pflasterung geschlossen werden kann.

Im Westteil der Grabung liess sich auf einer Länge von rund 20 Metern ein römischer Graben nachweisen. Seine Verfüllung zeichnete sich nur ganz undeutlich vom anstehenden, hellbraunen Lehm ab. Aufgrund der Abfolge der römischen Fundschichten wurde deutlich, dass es sich bei diesem Grabenabschnitt um den ältesten römischen Befund im gesamten untersuchten Areal handelte. Er erinnert stark an die im Gelände der römischen Villa Kästeli in Pratteln dokumentierten, ebenfalls frühen römerzeitlichen Gräben (vgl. Jahresbericht 2009). Solche Gräben wurden möglicherweise zur Parzellierung des Geländes ausgehoben.

Der mit Abstand älteste Befund war eine Gargru-
 be, die vermutlich in die Jungsteinzeit datiert. Ihre Verfüllung zeichnete sich als ovaler, dunkler Fleck im anstehenden Boden ab. In so genannten Gargruben wurden grosse Feuer entfacht, in denen man Steine erhitze. Nach dem Brand legte man die zu garenden Esswaren hinzu, wonach die Steine die Hitze langsam an das Gargut abgaben. Alternativ wurden die Steine ausserhalb der Grube erhitzt und zum Gargut gelegt.



In der Verfüllung der Gargrube von Muttenz fanden sich – nebst wohl jungsteinzeitlichen Scherben von grobkeramischen Gefässen – auch solche Hitze-
steine. Die zeitlichen Dimensionen sind eindrück-
lich: Zur Zeit der römischen Besiedlung dürfte
dieser Befund schon 3000 Jahre im Boden gelegen
haben!

Die beiden Grabungen am Brühlweg liefern wich-
tige neue Erkenntnisse zur Datierung der gesamten
Anlage. So dürfte der Gutshof bereits im früheren
1. Jahrhundert nach Christus erbaut worden sein.
Eine erste Durchsicht der Keramik erbrachte die
überraschende Erkenntnis, dass diese nicht über das
1. Jahrhundert hinaus datiert. Allerdings reichen die
Münzen bis ins 4. Jahrhundert. Wie dies zusammen-
passt, werden künftige Forschungen zeigen müssen.

Eine grossflächige Untersuchung, wie sie in Pratteln
2009 stattgefunden hat, wird bei diesem römischen
Gutshof aufgrund der dichten Überbauung des
Geländes nie mehr möglich sein. So werden auch

in Zukunft Puzzleteile – wie die diesjährigen Aus-
grabungen – das Wissen um die Anlage erweitern
müssen.

Bericht und örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Juni bis August 2010

Römisches
Dachziegelfragment
mit «gestempelter»
Pfote eines Hundes.



Wenslingen, Erzmatt: virtueller Blick auf eine Römervilla

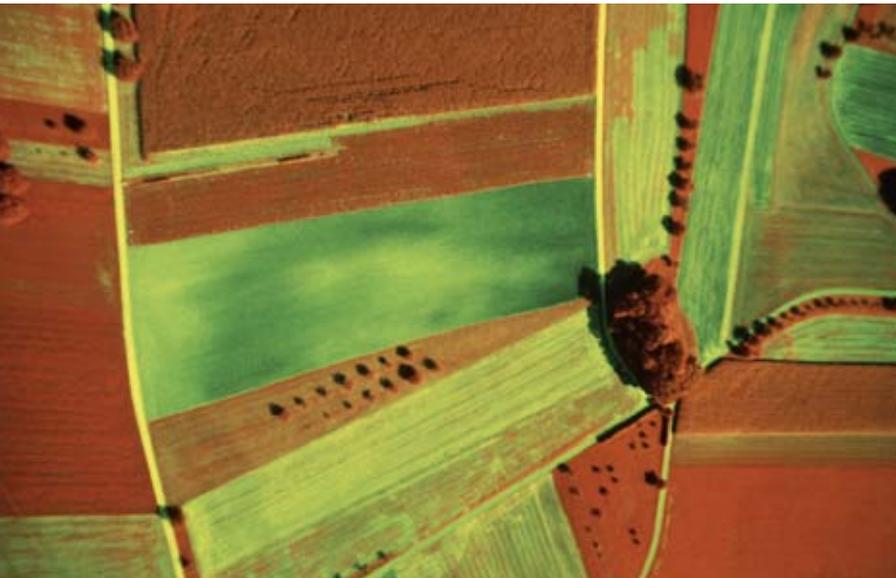
Wenslingen, Erzmatt.
Luftbildarchäologische
Analysen brachten
bisher keine Hinweise
auf die Lage des
römischen Gutshofs.

Seit längerem ist bekannt, dass im Gebiet Barmen-Erzmatt nordöstlich von Wenslingen ein römischer Gutshof gelegen haben muss. Verschiedentlich hat man Fragmente römischer Leistenziegel aufgefunden. 1973 und 1993 wurden beim Verlegen von Transitgas-Leitungen Teile eines römischen Brandgräber-

feldes angeschnitten. Die Bestattungen, die etwa in die Zeit zwischen 20/30 und 150 n. Chr. datieren, waren ohne Zweifel von der ortsansässigen Bauern- und Handwerkern des Gutshofes vorgenommen worden. Ganz in der Nähe soll gemäss alter Überlieferung die römische Strasse festgestellt worden sein, die von Augst über das Ergolzthal und den Jura ins Mittelland führte.

Trotz wiederholter Begehungen des Geländes war es bisher aber nicht möglich, das Gutshofareal genauer zu lokalisieren. Auch vor einigen Jahren angefertigte Luftbilder brachten keine Klärung. Offensichtlich hat die lange landwirtschaftliche Nutzung des Geländes die oberflächlichen Spuren weitgehend zum Verschwinden gebracht.

Nun hat sich Manuel Buess, Archäologe an den Universitäten Bern und Köln und spezialisiert auf geophysikalische Prospektionsmethoden, angeboten, das Gelände eingehender zu untersuchen. Als gebürtiger Wenslinger ist er ein ausgewiesener Kenner der Gegend, zumal Teile des Gutshofes auf den Feldern seiner Eltern liegen.



In einem zweitägigen Feldeinsatz hat Manuel Buess in der Flur Erzmatt systematische geophysikalische Messungen durchgeführt. Zum einen handelte es sich dabei um Erdwiderstandsmessungen, zum anderen um eine detaillierte Kartierung des Geomagnetismus. Beide Verfahren ermöglichen es, Unregelmässigkeiten im Untergrund aufzuspüren, ohne dass der Boden dazu geöffnet, das heisst aufgedigelt werden muss.

Bei der Erdwiderstandsmessung oder geoelektrischen Prospektion wird – vereinfacht dargestellt – Strom in den Boden geleitet und mit speziellen Sonden die dabei entstehende Potentialdifferenz gemessen. Ist der Boden im Bereich der Messpunkte homogen, ergeben auch die Messfelder ein homogenes Bild. Befindet sich jedoch eine Störung – etwa ein Mauerfundament – im Boden, führt dies entsprechend zu Schwankungen im elektrischen Feld, bedingt durch den unterschiedlichen Widerstand. Die messbaren Anomalien lassen sich kartieren und mit geeigneten Analyse- und Filterprogrammen auch visualisieren.

Die Messung des Geomagnetismus basiert auf einem ähnlichen Prinzip: Gesteine werden durch das Erdfeld unterschiedlich magnetisiert. Je nachdem, was für ein Gestein verwendet wurde, kann also zum Beispiel ein Mauerfundament im Boden einen stärkeren oder schwächeren magnetischen Ausschlag

Das Fläschchen in Löwenform fand sich 1993 in einem Grab. Es dürfte wohlriechende Essenzen enthalten haben.

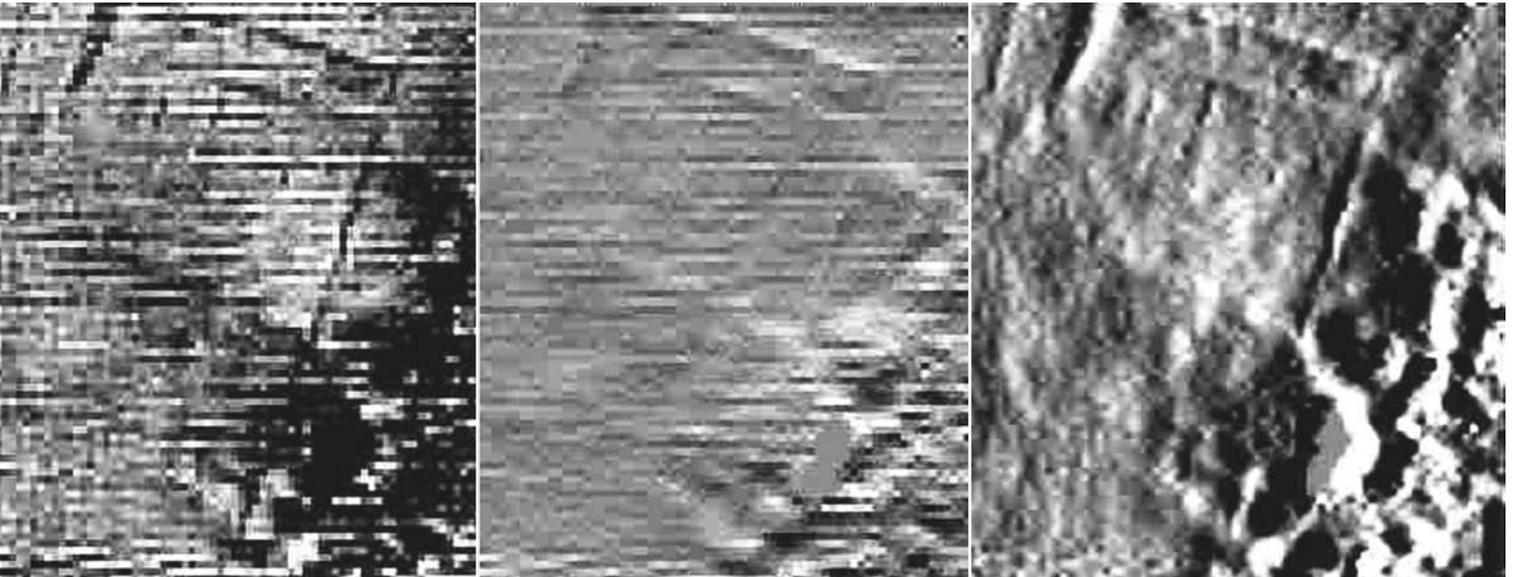


Aus den Roh-
Messdaten entsteht
durch schrittweise
Bearbeitung allmählich
ein lesbares Bild ...

geben als seine Umgebung. Auch Gruben, die mit anderem Material verfüllt sind, geben sich bei günstigen Verhältnissen als Anomalie zu erkennen.

Im Fall des römischen Gutshofes bei Wenslingen ergaben die beiden Verfahren ein erstaunlich deut-

liches Bild: Im Untergrund zeichnet sich ein ganzes System rechtwinkliger Strukturen ab, die mit grosser Wahrscheinlichkeit auf römische Gebäudeteile zurückzuführen sind. Die Komplexität der Strukturen lässt sogar vermuten, dass mit den Messungen gleich das Herrenhaus des Gutshofes erfasst wurde.



Die geophysikalische Prospektion von Manuel Buess ist ausserordentlich wichtig, weil sie hilft, die römische Besiedlung einer Kleinregion im Oberbaselbieter Tafeljura besser zu verstehen. Es gibt erst wenige Plätze, wo das Verhältnis von Siedlung, Bestattungsplatz und m glichlicherweise sogar Strasse bekannt ist. Sobald es gelingt, aus solchen Beobachtungen Regeln abzuleiten, werden sich auch andere Fundplätze besser verstehen und sch tzen beziehungsweise im Bedarfsfall gezielter untersuchen lassen.

Eine geophysikalische Prospektion ersetzt jedoch noch keine Grabung. Wir kennen nun zwar ansatzweise den Grundriss. Die komplexe Struktur ist jedoch kaum in einem Zug entstanden. Ohne Grabung mit entsprechenden Funden wissen wir nicht, wann der Gutshof entstand, in welchen Etappen er ausgebaut wurde, oder wann und weshalb er aufgegeben wurde. Auch haben wir keinerlei Hinweise zur baulichen Qualität der Anlage. Hatte sie S uleng nge, Wandmalereien, Mosaiken und beheizte

Gemächer? Solange kein Bodeneingriff nötig wird, werden solche Fragen vorerst offen bleiben.

Durchführung: Manuel Buess

Bericht: Reto Marti

Juli 2010

... das als Ergebnis rechtwinklige Strukturen zu erkennen gibt, die auf den Standort des Herrenhauses schliessen lassen.



Oberdorf, Uli
Schadweg. Spannende
Grabung – schwierige
Bedingungen: Das
Grabungsteam hatte
zeitweilig mit garstigen
Wetterverhältnissen,
Zeitdruck und
Personalknappheit zu
kämpfen.



Oberdorf, Uli Schadweg: weitere Grabung im mittelalterlichen Onoldswil

Nach der Notgrabung in der Flur «z'Hof» (vgl. Jahresbericht 2009) hatte die Archäologie Baselland 2010 erneut die Gelegenheit, in Oberdorf einen Ausschnitt des mittelalterlichen Dorfes Onoldswil zu untersuchen. In der letztjährigen Kampagne waren umfangreiche Reste eines römischen Gutshofes sowie eines frühmittelalterlichen Herrenhofes entdeckt worden. Da die neu zu untersuchende Fläche praktisch unmittelbar südöstlich an die Grabung von 2009 anschloss, waren auch hier zahlreiche Funde und Befunde zu erwarten.

Die Grabungsfläche am Uli Schadweg umfasste rund 3650 m², die in vier Monaten bewältigt werden mussten. Auslöser der Grabung war die geplante Überbauung des Areals durch sechs Mehrfamilienhäuser mit Einstellhalle. Der Beginn der Arbeiten im Februar 2010 war durch widrige Witterungsbedingungen mit Schnee und Eis geprägt. Zusätzlich wurden sie durch einen finanziellen Engpass erschwert, den das Parlament durch eine drastische

Kreditkürzung verursacht hatte. Die Kürzung hatte zur Folge, dass die Grossgrabung mit durchschnittlich nur 4–5 Personen durchgeführt werden musste.

Das untersuchte Gelände liegt auf einer sonnigen Terrasse über der Talniederung und präsentiert sich

Nach dem Humusabtrag: im Vordergrund ein verfülltes Grubenhaus, im Hintergrund Pfostengruben von Holzgebäuden.



Sarah Hänggi
weiss: Der lehmige
Untergrund verwandelt
sich bei Regen in zähen
Schlick.

als idealer Siedlungsstandort. Mit Spannung wurde deshalb die Antwort auf die Frage erwartet, ob und – falls ja – wie sich die römischen und mittelalterlichen Befunde in der neuen Grabung fortsetzen würden. Ebenfalls war zu Beginn der Grabung unklar, ob sich im Süden der Parzelle, entlang des Wei-

gistbaches, überhaupt Befunde erhalten haben oder ob sie im Laufe der Jahrhunderte durch das Gewässer wegerodiert worden waren. Wie sich während der Grabung herausstellte, kamen die meisten Befunde tatsächlich in einiger Entfernung zum Bach, auf der Geländeterrasse oberhalb der Bachböschung zum Vorschein.

Die römischen Befunde der Grabung 2010 lassen sich praktisch an einer Hand abzählen. Im Bereich der letztjährigen Ausgrabung wurde in einer nachträglich geöffneten Fläche ein weiteres Stück der römischen Umfassungsmauer der weiter westlich gelegenen Villa dokumentiert. In der eigentlichen Grabungsparzelle ist – neben einigen Leistenziegeln – nur eine Reihe von Pfostengruben mit identischer Ausrichtung wie die römischen Mauern sowie eine grubenartige Eintiefung als potentiell römerzeitlich anzusprechen. Offenbar wurde hier effektiv die östliche Begrenzung der römischen Besiedlung erreicht.



Weit höher war die Dichte an mittelalterlichen Befunden, die aufgrund der Keramik ins 10. und 11. Jahrhundert datiert werden können. Speziell im nördlichen, höchstgelegenen Bereich der Grabung wurden dutzende Standspuren von ebenerdigen Holzhäusern sowie 20 Grubenhäuser ausgegraben.

Die mit dunklem Lehm verfüllten Halbkeller dieses typisch mittelalterlichen Haustyps zeichneten sich im hellen, anstehenden Boden deutlich ab.

Bei den Grubenhäusern liessen sich verschiedene Typen unterscheiden. Fast die Hälfte waren Zwei-

Die prächtig gelegene Terrasse über dem Tal der Vorderen Frenke war 900 Jahre lang nicht mehr überbaut.



Die letzten Reste eines Grubenhauses mit je zwei Eck- und einem Firstpfosten auf jeder Schmalseite.

pfostenbauten mit je einem Firstpfosten an den Schmalseiten. Am zweithäufigsten kamen Vierpfostenbauten mit Pfostenstellungen in jeder Ecke vor. Seltener waren Sechspfostenbauten mit zwei First- und vier Eckpfosten belegt. In fünf Grubenhäusern fanden sich Standspuren, die von Senkrechtweb-

stühlen stammen könnten. Daneben zeigen auch einige Fundgegenstände aus der Verfüllung der Grubenhäuser, dass diese wie üblich zur Textilherstellung und -verarbeitung benutzt wurden.

Aus der jüngeren Geschichte fällt vor allem ein parallel zum Weigistbach verlaufender Graben auf, dessen Funktion nicht abschliessend geklärt werden konnte. Möglicherweise wurde weiter hangaufwärts Wasser aus dem Bach abgezweigt und in diesen Graben geleitet. Das Fundmaterial aus der lehmigen Verfüllung des Grabens deutet auf eine neuzeitliche Struktur hin.



>
Oberdorf, Grabungen z'Hof (2009) und Uli Schadweg (2010) im Überblick. Die 2010 untersuchten Flächen sind rot umrandet.



- römischer Bauschutt
- Gruben, Grubenhäuser
- römische Mauern
- Kalkbrennofen?
- jüngere Störungen
- Gebäudegrundriss rekonstruiert



Dieses Grubenhaus hatte nur zwei Firstpfosten für das Dach. Die Seitenwände waren mit Flechtwänden ausgekleidet.

Betrachtet man die beiden Grossgrabungen von 2009 und 2010 im Zusammenhang, wird der Ablauf der Besiedlung seit der Römerzeit nun allmählich klarer: Nach der Aufgabe der römischen Villa war das Areal anscheinend ungenutzt, bevor im 7. Jahrhundert eine erneute Siedlungstätigkeit

einsetzte, die bisher allerdings nur anhand einiger Gräber erkennbar ist. Im 8./9. Jahrhundert wird die Besiedlung mit dem mutmasslichen Herrenhof in der Flur «z'Hof», mitten im römischen Siedlungsareal, manifest (Grabung 2009). Es dürfte sich um den Herrenhof in «Honoltesvillare» handeln, den



eine Königsurkunde von 835 erwähnt. Die Siedlung wuchs weiter und verlagerte sich – wie die Ausgrabung von 2010 zeigt – im Laufe der Zeit mehr in Richtung des heutigen Ortskerns. Sie wurde im Hochmittelalter «Onoldswil» genannt und umfasste auch die rund 500 Meter weiter talabwärts liegen-

de, bedeutende Talkirche St. Peter, die archäologisch noch nicht untersucht ist. Unmittelbar oberhalb wurden aber bereits in den 1970er Jahren die Reste einer Grabkapelle aus dem 8./9. Jahrhundert entdeckt. Die Trennung zwischen einem oberen und einem niederen Dorf – Oberdorf und Niederdorf

Vom Textilhandwerk in den Grubenhäusern zeugen ein Webbrettchen, ein Webschiffchen und das Schwungrad einer Spindel.

<

Typische Verfüllung eines mittelalterlichen Grubenhauses. Zuerst liegen Steine, vermutlich Mauerschutt der nahen römischen Villa, darüber gelbbrauner Lehm, direkt überdeckt vom Humus. Ein zugehöriges Aussenniveau ist nicht erhalten.



Das Team: Zivi Matthias Sägesser, Alessandro Mastrovincenzo, Susanne Afflerbach, Sarah Hänggi und Zivi Gabriel Aberegg (vlnr).

– dürfte erst nach dem Erdbeben vom Dielenberg von 1295 erfolgt sein.

Eine grosse Überraschung bot sich nach Abschluss der Grabung beim Waschen und Inventarisieren der Funde: Mitten unter den Überresten des mit-

telalterlichen Dorfes befand sich eine Grube mit auffallend dickwandigen, prähistorischen Keramikscherben. Sie stammen von mehreren Gefässen, die seinerzeit wohl sorgfältig deponiert worden waren. Nach dem Reinigen entpuppten sie sich als charakteristische Töpfe der so genannten Horgener Kultur.



Diese jungsteinzeitliche Kultur (3500–2800 v. Chr.) ist bisher vor allem durch Seeufersiedlungen des schweizerischen Mittellandes bekannt. Umso grösser ist die Bedeutung des Neufundes aus Oberdorf als Mosaikstein im Bild der jungsteinzeitlichen Besiedlung gewissermassen im «kargen Hinterland»

der Pfahlbauregionen, in dem die Erhaltungsbedingungen wesentlich ungünstiger sind.

Bericht: Jan von Wartburg, Reto Marti
örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Februar bis Juni 2010

Praktikant Daniel Reber
bei seinem ersten
Feldeinsatz und Grube
mit Keramikscherben
der jungsteinzeitlichen
Horgener Kultur.



Liestal, Oberes Tor: neue Einblicke in die alte Stadtbefestigung

Liestal, Oberes Tor. Die Mauern des Brückenkopfes, rechts dahinter der Ansatz des Brückengewölbes in Richtung Oberes Tor.

Schon seit langem kursieren Gerüchte, vor dem «Törl» in Liestal seien geheimnisvolle unterirdische Gewölbe erhalten. Die Tiefbauarbeiten in Zusammenhang mit der Umgestaltung des Wasserturmplatzes boten die Gelegenheit, den Sachverhalt zu überprüfen. Dabei kamen vor dem Obertor tatsäch-

lich die Überreste zweier früherer Brückengewölbe sowie von Befestigungsanlagen zum Vorschein.

Im Mittelalter und in der Neuzeit war das Obertor durch zwei Gräben geschützt. Der südliche, äussere Graben war zugleich ein Gewerbekanal, in dem aus dem Orisbach abgezweigtes Wasser floss. Dieses trug dazu bei, die Sägemühle Ergolzhof, die so genannte «Gestadeckmühle», anzutreiben. Bereits auf dem Merian-Plan von 1642 wird der kleinere äussere Graben von einer Gewölbebrücke überspannt, während über den eigentlichen Wehrgraben eine Fallbrücke führte. Dieses rund sechs Meter breite, vorwiegend aus Tuffsteinen gefügte Gewölbe steckt tatsächlich noch im Boden und konnte bei den Bauarbeiten 2010 punktuell fotografisch dokumentiert werden. Eine genauere archäologische Aufnahme des Befundes fand bereits im Jahr 1991 statt.

Auf der Stadtansicht von Jakob Meyer von 1663 präsentiert sich die Situation leicht verändert. Nun ist das Stadttor zusätzlich durch einen Zwinger geschützt, und auch der gegenüber liegende, südliche Brückenkopf ist befestigt. Auch Teile dieses Bau-

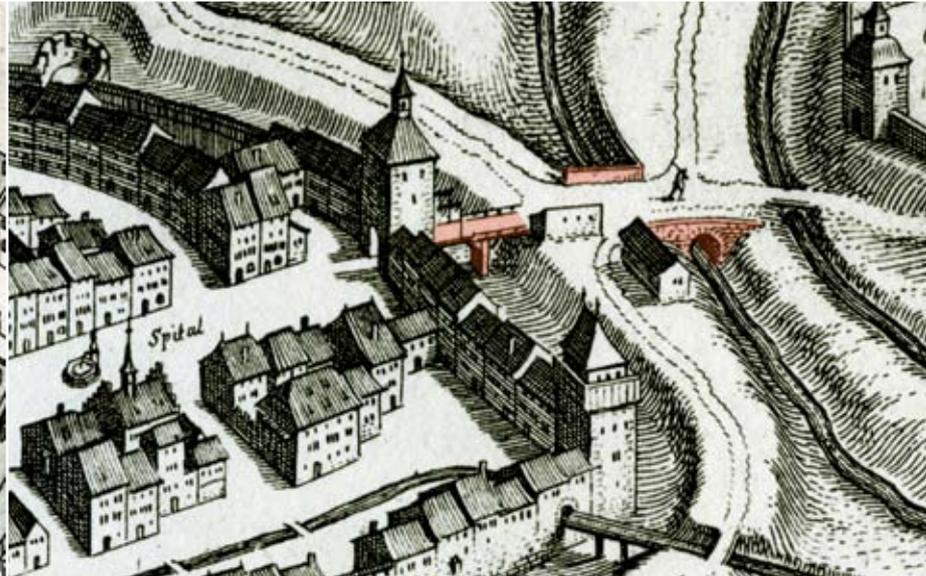
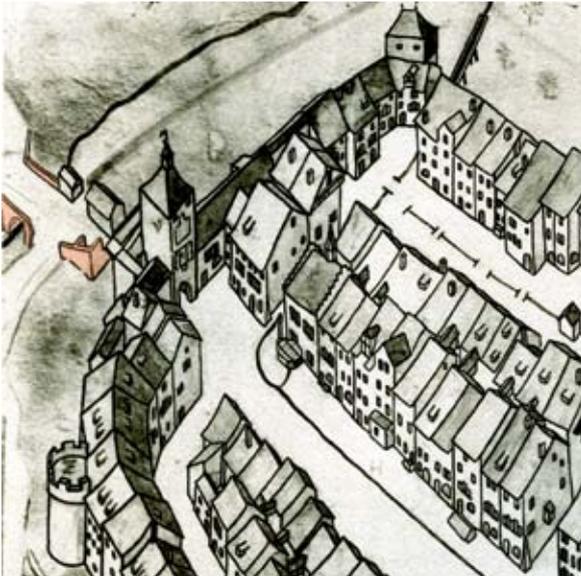


werks, das die äussere Grabenböschung neben der Brücke zusätzlich verstärkte und sicherte, wurden bei den Tiefbauarbeiten wieder freigelegt. Dabei zeigte sich, dass man die Fallbrücke über den eigentlichen Wehrgraben in späterer Zeit durch eine Gewölbebrücke ersetzt hatte. Diese wurde genutzt,

bis man im späteren 18. Jahrhundert allmählich daran ging, die Stadtgräben aufzufüllen.

Bericht: Jan von Wartburg/Reto Marti
Örtliche Leitung: Jan von Wartburg
Juli 2010

Die im Text erwähnten
Partien in den
Darstellungen von
Meyer (1663, links) und
Merian (1642, rechts).



Liestal,
Gerberstrasse 27.
Blick auf die Überreste
des Gerbereibetriebs.
In den ummauerten
Gruben im Hintergrund
steckten ursprünglich
Holzbottiche. Auch
in der grossen, hier
noch mit gelbem
Lehm verfüllten
Grube in der linken
Bildhälfte stand ein
Holzbottich. Dessen
Aussenseite wurde
mit Bruchsteinen
hintermauert und mit
Lehm abgedichtet.



Liestal, Gerberstrasse 27: Haus und Werkstatt eines Gerbers

Das Untersuchungsobjekt stand ursprünglich als Kopfbau einer Häuserzeile am Rand der Vorstadt, die sich im 16. Jahrhundert in der Niederung nördlich der Altstadt entwickelte und wo sich das Kleingewerbe, insbesondere das Gerberhandwerk ansiedelte. Der geplante Umbau der Liegenschaft löste eine Grabung und eine Bauuntersuchung aus. Diese lieferten das umfassende Bild einer Gerberei, die gemäss Jahrring-Datierung 1581 errichtet wurde. Die Anlage scheint bis ins 19. Jahrhundert bestanden zu haben. 1864 verkaufte die «Wittwe Brodbeck, Gerbers», als letzte Zeitgenossin des dortigen Gerberhandwerks verzeichnet, den Besitz.

Das ursprüngliche Gebäudekonzept war auf die spezifische Nutzung ausgerichtet. So beherbergte das Erdgeschoss strassenseitig mehrere Gerbergruben und an der Ostmauer eine Feuerstelle. Der Betrieb startete mit zwei Gerberbottichen. Die Produktion schien gut zu laufen, denn bald wurden zwei weitere Gruben eingetieft. Alle besaßen eine einfache Ummantelung aus gemörteltem Mauerwerk. Die

Innenseiten waren mit einem bis 6 Zentimeter dicken, feinen Kalkmörtel ausgestrichen. In die noch feuchten Mauergruben wurden dann die mit Ruten umspannten Bottiche gestellt. Deren Durchmesser betragen jeweils einen Meter. Die Bottichsohlen lagen rund 40 Zentimeter unter dem anstehenden

Nordostansicht von Liestal (Emanuel Büchel 1735). Im Vordergrund das an der Ergolz liegende Gewerbeviertel (Staatsarchiv Basel).



Oben links die Reste der vier gemauerten Fassgruben, unten links die grosse, mit Lehm abgedichtete Grube, rechts die Kanalmauer.

Untergrund. Mit einem postulierten Überstand von 20 Zentimetern waren sie knietief und bündig zum auf Unterlagsbalken liegenden hölzernen Arbeitsboden. Die zurzeit laufenden chemischen Analysen an Sedimenten und Holzresten sollen Aufschluss über die angewandte Gerbmethode geben.



Quer durch die rückwärtige Haushälfte floss ein offen liegender Gewerbekanal. Dieser bediente auch die Liegenschaften der Nachbarparzellen mit Frischwasser. Der Gewerbekanal verlief parallel zur Gerberstrasse, der alten Hauptgasse durch das untere Vorstädtchen. Er war etwas über einen halben Meter tief, seine Sohle im natürlichen Lehmuntergrund stark versintert. Das Verfüllmaterial stammte aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Die gemauerten Kanalwände und die überwölbten Partien im Bereich der Brandmauern stehen im Verband mit dem Untersuchungsobjekt. Es scheint demnach, dass das Quartier inklusive Parzellenüberbauung und Nutzung – mit gewissen späteren Anpassungen (siehe Liegenschaft Gerberstrasse 11) – planmässig angelegt wurde. So darf aufgrund des Fehlens von Fenstern in den Giebelseiten ein beim Bau bereits berücksichtigtes westliches Nachbargebäude mit Obergeschoss und Dachgeschoss angenommen und damit auf eine angestrebte Zeilenüberbauung geschlossen werden.

Der Zugang in die zwei unabhängigen oberen Wohngeschosse erfolgte über einen externen Lau-

benanbau auf der Ostseite. Dieser ist in seiner zweiten Phase als Fachwerkbau noch partiell erhalten. Der erste Anbau – substantiell nicht mehr nachweisbar – hatte nicht die ganze Gebäudetiefe eingenommen, da im strassenseitigen Teil prominente Fenster den Blick auf den Gestadeckplatz ermöglichten. Von der Laube aus gelangte man durch mächtige Eingangstüren in die jeweilige Küche, die denselben Kaminschlott nutzten wie die Feuerstelle im Erdgeschoss. Lediglich der Dachraum war vom zweiten Obergeschoss aus über einen internen Treppenaufgang zugänglich.

Das Gebäude rechts enthält noch Reste der Laube, daran anschliessend Liegenschaft 27 nach dem Umbau. Das letzte Gebäude der Zeile ist die Liegenschaft Gerberstrasse 11 (s. unten Seite 72 f.).

An die Küchen schloss jeweils eine Kammer an. Strassenseitig befand sich pro Wohngeschoss eine Stube. Im ersten Obergeschoss war diese unterhalb der Decke mit gefasten Balken und um die Fenster-nischen herum mit Schwarzpunkt-Malereien geschmückt. Sämtliche Deckenbalken aller Geschosse



inklusive Ankerbalken des Stuhls verliefen in der Längsrichtung des Hauptbaus. Das zweigeschossige Dachwerk aus liegendem Stuhl mit Sparren stammt noch aus der Bauzeit des Gebäudes. Der Nachweis von Trocknungsvorrichtungen für die Tierhäute liess sich aber weder für den Dachraum des Hauptbaus noch für den Laubenanbau erbringen.

Das Meisterbuch der Rotgerber liefert für den Zeitraum von 1655–1809 interessante Details zum Liestaler Gerberhandwerk. So sind für die Mitte des 17. Jahrhunderts in Liestal sechs Meister bekannt. Immer wieder versuchte die städtische Gerber-Zunft, die Gerbereien auf der Landschaft zu verbieten oder zumindest ihre Tätigkeit auf ein Minimum



Detail eines zur Hälfte ausgegrabenen Gerberbottichs. Gut erkennbar sind die Holzreste des Eichenfasses.



Über dem Fassboden zeichnen sich im Mörtelbett die Negative der Ruten ab, die als Fassreifen dienten.



Wie der Negativabdruck in der Bildmitte zeigt, waren die Ruten ihrerseits umwickelt, damit sie sich nicht lösen konnten.

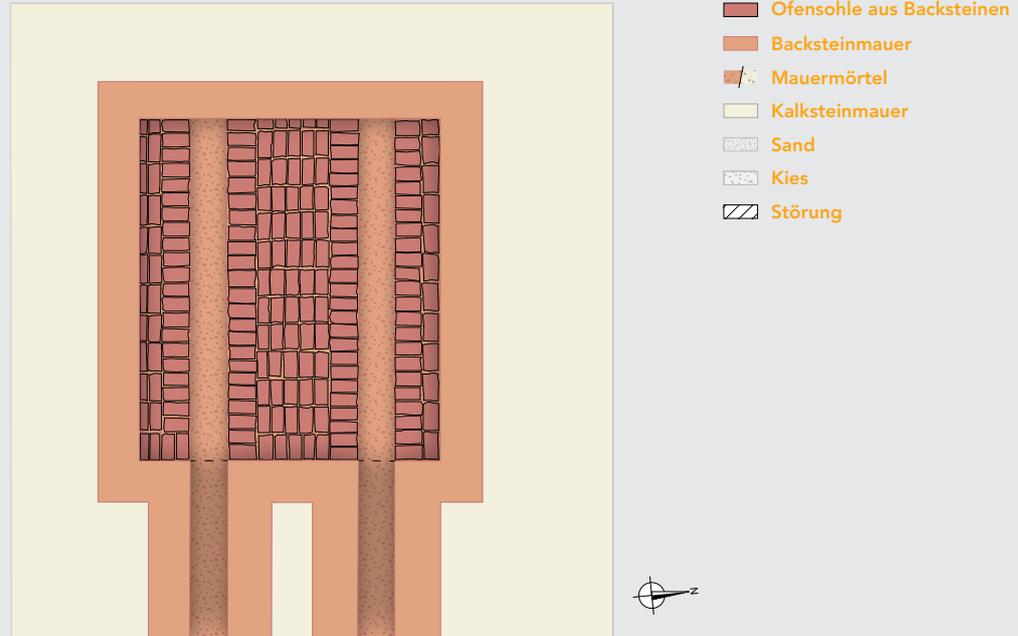
zu reduzieren. Als Vorwand wurde dabei die Vernachlässigung der Feldarbeit angeführt: Die «Bauern» sollten sich auf die Nahrungsmittelproduktion konzentrieren und das – lukrative – Handwerk den «freien Bürgern» überlassen. Eine Verordnung der Basler Obrigkeit von 1733 erwies sich in diesem Bestreben indes als Bumerang: Die Landgerber durften fortan ihre Rohstoffe nicht mehr in der Region einkaufen, sondern mussten vor allem die als Gerbmittel benötigte Eichenrinde (die sogenannte Lohe) aus dem Solothurnischen und dem Bernbiet beziehen. Dort war der Einkauf jedoch billiger und die Ware qualitativ besser, so dass sich die Basler bald beklagten, mit den Preisen der Landschäftler nicht mehr mithalten zu können. Schliesslich wurden die Liestaler Gerber der städtischen Zunft untergeordnet und sie durften die Rohstoffe nicht mehr von auswärts beziehen.

Damit verloren sie an Einfluss und Gewerbefreiheit. Auch die Industrialisierung machte sich im 18. Jahrhundert bei den Gerbern bemerkbar. 1834 sind immerhin noch vier Weissgerber/Gerber in Liestal verzeichnet.

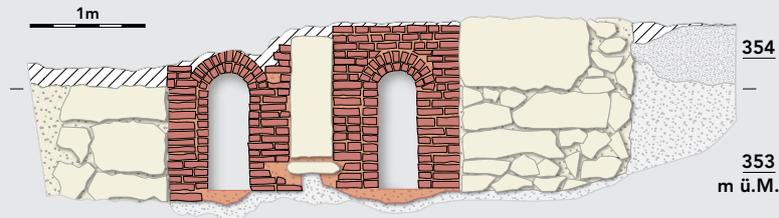
Bauuntersuchung: Anita Springer
Örtliche Grabungsleitung: Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer, Andreas Fischer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Februar bis Juli 2010

Ansatz eines
spätgotischen
Mehrfachfensters mit
Schwarzpunktmalerei
im ersten Ober-
geschoss.





Laufen, Delsberger-
strasse 94/96.
Grundriss und Ansicht
der Frontseite mit den
beiden Schürlöchern
und anschliessenden
Feuerungskanälen.



Laufen, Delsbergerstrasse 94/96: Einblick in ein bedeutendes Laufner Handwerk

Das keramische Gewerbe hat in Laufen eine lange und bedeutende Tradition. Die stark eisenhaltigen, kalkarmen Tonerden der Umgebung sind erstklassige Rohmateriallieferanten. Neben der «Ziegelscheune» am rechten Birsufer, die einen der besterhaltenen Handziegelöfen der Schweiz birgt und deshalb unter Schutz steht, gab es weitere Ziegeleien im Umkreis der Kleinstadt, die ab dem 15./16. Jahrhundert die gesamte Region mit ihren Erzeugnissen versorgten.

Eine dieser Ziegeleien lag am linken Birsufer, rund 600 Meter flussabwärts nördlich der Ziegelscheune und damit näher an der Altstadt. Nach dem Abbruch eines Bauernhauses von 1922 kamen unter der angebauten Scheune beim anschliessenden Aushub die Fundamente eines Brennofens dieser Ziegelei zum Vorschein. Erhalten war der Feuerungsraum mit zwei Luftzügen eines so genannten Schachtofens – ein rechteckiger, turmartiger und

oben offener Ofentyp, der bis ins 20. Jahrhundert hinein weit verbreitet war.

Der Ofen war zweischalig gemauert. Eine äussere Schale bestand aus Back- und zum Teil ungewöhnlich mächtigen Kalksteinen. Die innere Schale war

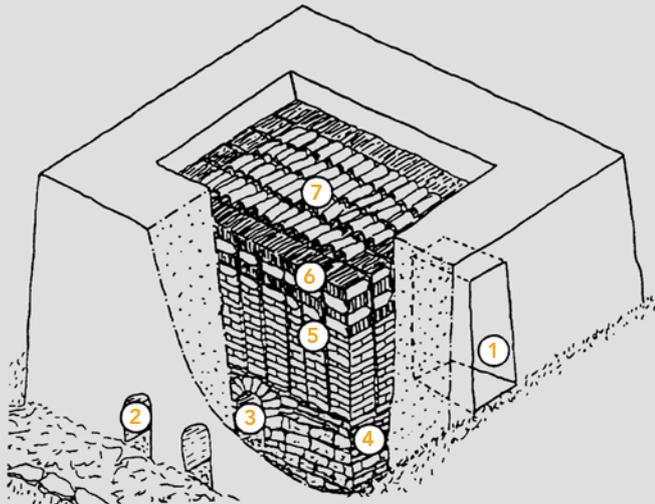
Blick nach Nordosten
in die freigelegte
Feuerkammer.



vollständig aus Backsteinen von $21 \times 11 \times 4$ Zentimetern gemauert und durch die starke Hitze glasig versintert.

Zwei bei der Auffindung noch zugemauerte Schüröffnungen führten zu leicht nach hinten anstei-

genden Feuerungskanälen. Die Frontmauer war mit 1.5 Metern Dicke mächtiger als die Seitenmauern und die Rückseite. Im Gegensatz zu älteren Modellen sind bei einem Schachtofen der Feuerungsraum und die Brennkammer baulich nicht voneinander getrennt. Für jeden Brennvorgang musste die Feuer-



Schematische Darstellung
eines Schachtofens (Claudia
Hermann, Bericht der
Stiftung Ziegelei-Museum
10, 1993, Abb. 41)

- 1 Beschickungsöffnung
- 2 Feueröffnungen
- 3 Feuerraum
- 4 Kalksteine
- 5 Backsteine
- 6 Dachziegel
- 7 Hohlziegel

kammer neu eingerichtet und mit einer Lochtenne nach oben zur Brennkammer hin abgeschlossen werden. Auf der Lochtenne wurde das Brenngut gestapelt. Die Öffnung für die Beschickung des Ofens ist nicht erhalten. Sie lag wie in vergleichbaren Anlagen wohl ebenerdig.

Mit Innenmassen von 3×2.65 Metern war der Ofen nur geringfügig grösser als der jüngere und besser erhaltene Ofen der Ziegelscheune, der ins späte 17. oder frühe 18. Jahrhundert datiert. In diesem liessen sich gemäss Berechnungen mit einer Füllung rund 11'000 Dachziegel und 6–8 Kubikmeter Kalk für die Mörtelherstellung brennen.

Bei Eintreffen der Archäologie Baselland lag der Ofen bereits frei und die Scheune, unter der er lag, war vollständig abgebrochen. Trotz Kontrolle des weiteren Aushubs auf der gesamten Parzelle kamen

keine zusätzlichen Spuren der Ziegelei zum Vorschein.

Bericht: Reto Marti

Örtliche Leitung: Marcel Eckling

Juni 2010

Die Gebäude im Umkreis des Ziegelbrennofens waren leider bereits abgebrochen.



Duggingen, Angenstein: ein besonderer Schatzfund

Duggingen bzw. ein Wald bei Pfeffingen: Die Entdeckung der grösseren Glocke, die schützend über den anderen Objekten lag.

Am 18. Juli 1984 zerstörte ein Grossbrand die mittelalterliche Burg Angenstein. Dabei wurde auch die Schlosskapelle mitsamt Glockentürmchen zerstört. Die beiden darin befindlichen Glocken blieben nach dem Brand verschollen. Niemand wusste, was mit ihnen geschehen war. Burg und Kapelle

wurden anschliessend renoviert, die verschollenen Glocken durch Nachbildungen ersetzt.

Der Grellinger Hobbyarchäologe Wolfgang Niederberger war seit Jahren dieser spannenden Geschichte auf der Spur. Niederberger, der seit kurzem eng mit der Archäologie Baselland zusammenarbeitet, hatte gerüchtheilber erfahren, dass die Glocken seinerzeit entwendet und an einem geheimen Ort vergraben worden seien.

Nach geduldiger Detektivarbeit war er im Frühjahr 2010 schliesslich am Ziel: In einem Wald bei Pfeffingen, in einer engen Grube tief im Boden, entdeckte er die beiden bronzenen Glocken mitsamt Klöppeln, Aufhängeeisen und Jochlagern. Die Fundsituation zeigt, dass die Räuber die Glocken mitsamt den zugehörigen Eisenbeschlägen von den



hölzernen Jochen, an denen sie ursprünglich im Glockentürmchen aufgehängt waren, abmontiert hatten, bevor sie sie vergruben.

Den Beweis, dass die Glocken tatsächlich von Angenstein stammen, liefert der Fund gleich selber. Die kleinere Glocke trägt die Inschrift «IM JAHR 1826». Diese Jahreszahl findet sich auch an der Burgkapelle von Angenstein. Zwar stammt die Kapelle aus der Zeit um 1560, doch zeigt ihre romantisierende Ausmalung, dass man sie im 19. Jahrhundert grundlegend renoviert hat. Die beiden Glocken müssen im Rahmen dieser Renovation gespendet worden sein. Sie dürften den beiden Angensteiner Schutzheiligen St. Wendelin und St. Anna geweiht gewesen sein.

Die Archäologie Baselland verdankt Wolfgang Niederberger mit diesem Fund ein ganz besonderes Ensemble mit einer aussergewöhnlichen Geschichte.

Bericht: Reto Marti
März 2010

Wolfgang Niederberger mit seinem Fund. Auf der kleinen Glocke ist die Inschrift «IM JAHR 1826» zu erkennen.



Läufelfingen, Homburg: neue Ergebnisse zur Baugeschichte des Wohnturms

Läufelfingen, Homburg.
Die Bretter aus dem Verschlussriegelkanal an einem der Fenster konnten grob um 1300 datiert werden.

Auch die abschliessende Etappe der Sanierungsarbeiten auf der Homburg erbrachte neue baugeschichtliche Erkenntnisse. Am Wohnturm wurde die Zeit bis zum Abbau des Gerüstes im Sommer genutzt, um die aussagekräftigen Situationen zu untersuchen und später nicht mehr zugängliche

Baubefunde zu dokumentieren. Dabei liess sich eine offene baugeschichtliche Frage klären, die bereits im letzten Jahresbericht dargestellt wurde: Auf Grund der historischen Überlieferung und der typologischen Einordnung ist man bisher davon ausgegangen, dass der mehrgeschossige Wohnturm von Graf Hermann IV. von (Neu-) Homburg in der Zeit um 1240 erbaut wurde. Im Laufe der Untersuchung zeigte sich, dass das Mauerwerk der Aussenfassaden im unteren und im oberen Teil des Turmes unterschiedlich ist, indem das Mauerwerk unten sorgfältiger gesetzt ist als oben. Zudem sind nur unten Gerüsthebellöcher vorhanden.

Durch drei in das Mauerwerk eingebundene Hölzer im oberen Teil war eine dendrochronologische Datierung dieses Bauteils möglich. In der Nische eines mehrfach umgebauten Fensters im zweiten Obergeschoss hat sich das Holzfutter des Riegelkanals eines Fensterverschlusses erhalten. Das Holzfutter besteht aus vier jeweils etwa zwei Meter langen und zehn Zentimeter breiten Weisstannenbrettern. Es war beim Aufmauern in das Mauerwerk eingesetzt worden und gehört somit sicher dem originalen



Baubestand an. Die dendrochronologische Untersuchung ergab ein Fälldatum «am Ende des 13. oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts».

Ein an derselben Fassade aussen im Verband steckender Balken – wohl einer Fensterbedachung – wurde «1318 bis 1350 – nach den 1320er Jahren jedoch wegen der Breite der Jahrringe unwahrscheinlich» datiert. Das Fälldatum eines weiteren Balkens an der gegenüber liegenden Seite liegt zwischen 1337 und 1356, wobei unsicher ist, ob dieser Balken wirklich im Originalverband ist. Damit kann der obere Teil des Wohnturms in die erste Hälfte, möglicherweise sogar in das erste Viertel des 14. Jahrhunderts datiert werden.

Da keine deutliche Trennlinie vom unteren zum oberen Mauerabschnitt festzustellen ist, das Mauerwerk an der Innenseite den aussen festgestellten Unterschied nicht aufwies und auch der Mörtel relativ einheitlich ist, liess sich eine Zweiphasigkeit ausschliessen, so dass der gesamte Turm offensichtlich doch in einem Zuge erbaut worden ist. Das bedeutet, dass die Datierung des oberen Bereiches für

den gesamten Bau zutrifft. Der Befund der unterschiedlichen Struktur des Aussenmauerwerkes kann durch die Verwendung unterschiedlicher Gerüste erklärt werden: Im unteren Bereich ermöglichten innen und aussen aufgestellte Stangengerüste mit durch das Mauerwerk reichenden Verankerungen

Stumpf eines Balkens, der einmal einen Erker an der Nordwestseite getragen hatte. Er datiert zwischen 1337 und 1356.



Für die Besucherführung vor Ort wurde ein dreidimensionales Modell der Burg erstellt (Joe Rohrer, Luzern).

das saubere Versetzen der Steine an der Aussen- und an der Innenschale. Nach dem Erreichen der Höhe des ersten Obergeschosses wurde dieses beidseitige Gerüst durch ein auf den Deckenbalken aufgebautes Bockgerüst im Innern ersetzt. Damit war ein sauberes Aufmauern der Aussenschale nicht mehr

möglich, so dass sich dort eine weniger sorgfältige Mauerstruktur ergab.

Die Neudatierung des Wohnturms in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zeigt, dass dieser nicht durch Graf Hermann IV. von (Neu-) Homburg, sondern durch den Basler Bischof erbaut wurde, der die Herrschaft mit der Burg 1305 erworben hatte.

Im Laufe der Bauuntersuchung wurden zudem mehrere Ausbautetappen des Wohnturmes aus der Zeit nach 1400 festgestellt. Sie stammen demnach aus der Zeit, nachdem die Stadt Basel die Burg übernommen hatte und sie als Landvogteisitz ausbaute. Dabei handelt es sich insbesondere um Vergrößerungen der Fenster, aber auch um eine Erhöhung des Daches.



In der während der Basler Zeit nach 1400 erstellten Unterburg zeigte sich, dass die Umfassungsmauern in einem Zuge erbaut worden waren. Auch der am Osttor, dem Läuferfinger Tor, stehende Rundturm wurde bald nach 1400 erbaut, jedoch 1539 für die Aufstellung von Geschützen mit Schiesscharten und einem veränderten oberen Aufbau versehen.

Die Ergebnisse, insbesondere die Neudatierung des Wohnturms, zeigen deutlich, wie wichtig Bauuntersuchungen bei der Sanierung historischer Gebäude sind. Da die Grundsätze der modernen Denkmalpflege fordern, bei Veränderungen an historischen Bauten den Bestand und Veränderungen zu dokumentieren, verursachen detaillierte Bauuntersuchungen nur geringe Mehrkosten. Sie können jedoch wichtige kulturgeschichtliche Ergebnisse erbringen.

Bericht: Michael Schmaedecke, Claudia Spiess
Projektleitung: Michael Schmaedecke
Leitung Dokumentation: Claudia Spiess
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Januar bis Oktober 2010

Reste des
Tonplattenbodens
beim Läuferfinger
Tor. Dahinter die
Pflasterung des
vorderen Hofes.

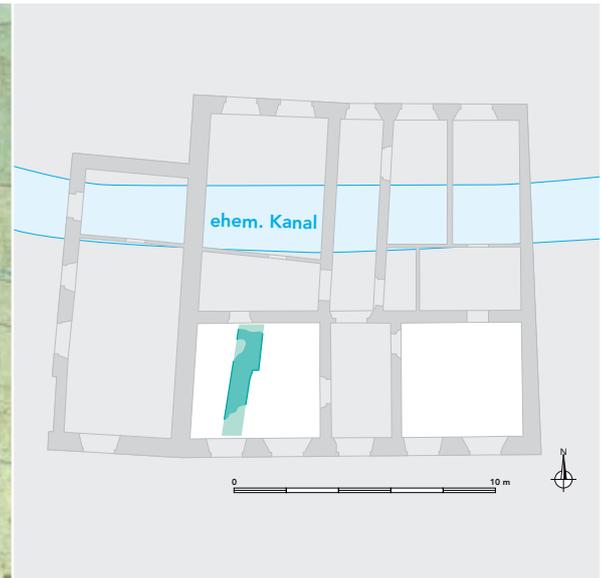


Liestal, Gerberstrasse 11: eine ältere Parzellenbebauung

Im Katasterplan von Friedrich Baader von 1825 ist der Gewerkanal parallel zur Ergolzkanal eingetragen. Rechts der Mauerbefund im Plan.

An der Gerberstrasse 11 begleitete die Archäologie Baselland das Abtiefen zweier nicht unterkellerten Räume im Erdgeschoss einer ehemaligen Gerberei. Gemäss Jahrringdatierung wurde das Holz für das Gewerbegebäude im Winter 1797/98 geschlagen. Der grosszige Dachstuhl der Liegenschaft besitzt

über seine ganze Länge ein durchlaufendes Band aus Gauben. Der auf diese Weise gut durchlüftete Dachraum diente als Trocknungsboden von grossen Tierhäuten, was bezeichnend ist für das Handwerk des Rot- beziehungsweise Lohgerbers.



Beim Absenken des Bodens um 40 Zentimeter kam mitten im westlichen Raum eine ältere Mauer zum Vorschein. Sie zeigt, dass der Neubau von 1797/98 ohne Rücksicht auf die ältere Parzellierung entlang der Strasse positioniert wurde. Reste eines Tonplattenbodens in ähnlicher Orientierung und auf passendem Bodenniveau, ansonsten jedoch ohne Zusammenhang, könnten auf einen einstigen Innenraum im Osten dieses älteren Steinbaus hinweisen. Der Fundamentbereich der Mauer wurde nicht freigelegt. Der Aushub im zweiten Raum bewegte sich lediglich im Auffüllschutt des späten 18. und 19. Jahrhunderts. Es wurde kein älteres Bodenniveau erreicht. Die zu erwartenden Gerbergruben dürften tiefer liegen.

Aufgrund des Mauerbefundes müssen sich spätestens Ende des 18. Jahrhunderts die umliegenden Parzellengrenzen verschoben haben. Nachweislich verdichtete sich damals jedenfalls die Bebauung der ursprünglich lockeren Gewerbesiedlung zur geschlossenen Vorstadt. Bereits im Jahr 1536 hatte die Stadt Basel eine Bauordnung für die Stadt Liestal

mit Vorschriften zum «schnurschlechten», sprich geschlossenen Bauen erlassen. Vielleicht betraf diese Massnahme nicht nur die mittelalterliche Altstadt.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Juni 2010

Liestal,
Gerberstrasse 11.
Die Mauerreste
des Vorgängerbaus
folgen einer älteren
Baugrenze.



Biel-Benken, Mühle.
 Auf der lavierten
 Federzeichnung
 von Emanuel Büchel
 (1754) steht anstelle
 des heutigen Unter-
 suchungsobjektes
 zwischen Mühle (links)
 und der Schloss-
 ökonomie (rechts)
 noch ein Fachwerkbau
 (Kupferstichkabinett
 Basel).



Biel-Benken, Mühle: Zwischenbau schützt bemalte Eckquader

Die Mühle in Biel-Benken wird aufgrund einer Inschrift ins Jahr 1615 datiert. Der mächtige Steinbau war einst mit zwei Wasserrädern ausgestattet. Er gehörte bis zur Gütertrennung im Jahr 1649 zum Gebäudekomplex des benachbarten Wasserschlosses im damaligen «Benckhen».

Aufgrund des geplanten Einbaus von Wohnungen wurde nun eine an die Mühle anschliessende Scheune bauarchäologisch untersucht. Hilfreiche Informationen zur Baugeschichte lieferten dabei die Holzaltersbestimmung und historische Abbildungen aus den Jahren 1680 und 1754.

Der heutige Zustand der Scheune geht gemäss Jahrringdatierung auf Baumassnahmen nach dem Winter 1780/81 zurück. Sie füllte die Lücke zwischen dem Hauptbau der Mühle und der ehemaligen Schlossökonomie und ersetzte einen parallel zu Mühle und Vorplatz giebelständig stehenden Fachwerkbau. Im selben Jahr wurden nach dem Tod des Schlossbesitzers dessen anscheinend baufälliger

Repräsentationsbau abgerissen und die Wassergräben aufgefüllt. Die diversen wiederverwendeten Bauhölzer im Dachstuhl der untersuchten Scheune sowie die in der Rückfassade verbauten Spolien mögen vom Vorgängerbau aus Fachwerk oder dem Schloss stammen.

Rückseite mit
ehemaliger Schloss-
ökonomie, anschlies-
sender Scheune und
Hauptbau der Mühle.

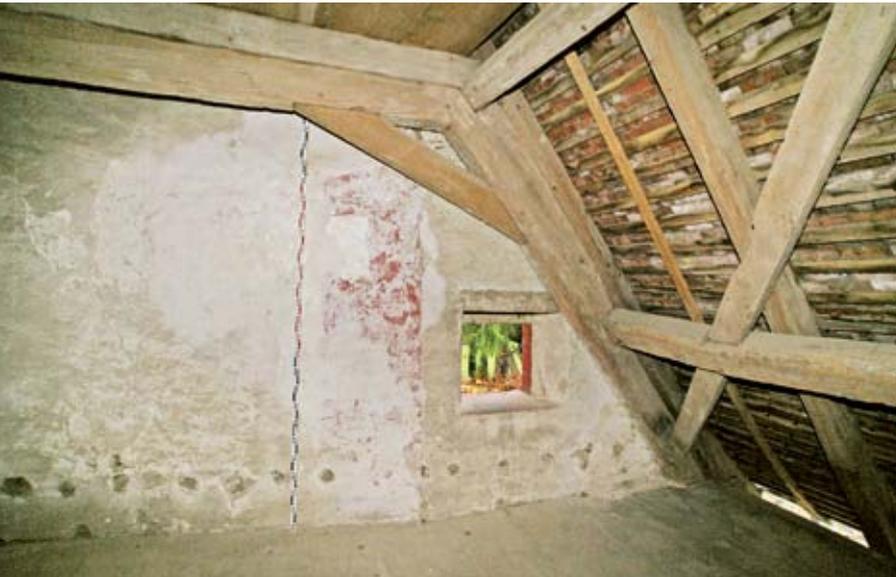


Die Eckquader-
Bemalung nach einer
ersten Reinigung ...

Die Scheune orientiert sich an der älteren, einst freistehenden Schlossökonomie, dessen Dach in die Jahre 1684/85 datiert ist, und stösst dementsprechend schräg auf das Mühlegebäude. Die Deckenbalken laufen zur Traufe, greifen also nicht in den Mühlehauptbau ein, sondern liegen auf der gemau-

erten Vorder- respektive Rückfassade. Ebenso steht die Konstruktion des zweigeschossigen Dachstuhls beinahe selbständig und ohne bauliche Verbindungen zwischen Mühlehauptbau und der Schlossökonomie.

Durch diesen Zwischentrakt gut geschützt, hat sich die 400 Jahre alte ursprüngliche Eckquaderbemalung des Hauptbaues der Mühle partiell erhalten. Die wieder entdeckte Bemalung entstand in drei Phasen, wobei die älteste Farbfassung offenbar aus der Bauzeit der Mühle stammt: In den Deckputz wurden im feuchten Zustand Quaderumrisse eingritz. Anschliessend erhielt die ganze Fassade einen

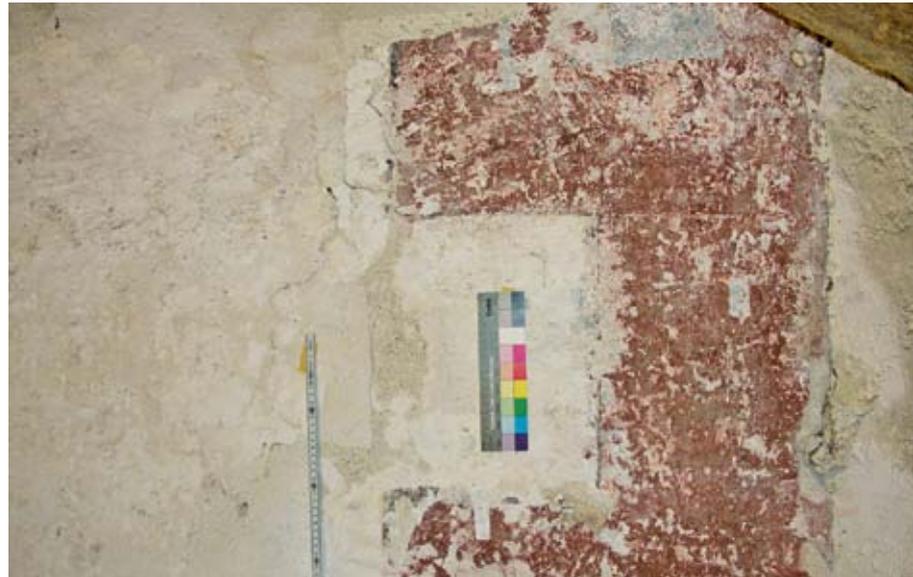


grundierenden, weissen Kalkanstrich, bevor die geritzten Quaderumrisse grau angemalt wurden. Später folgte – über einer erneuten weissen Kalkgrundierung – ein roter Anstrich, wobei die Ausmasse der ersten, grauen Fassung und der Ritzungen bereits nicht mehr genau eingehalten wurden. Ein schwarzer Begleitstrich hebt die Quaderumrisse im Übergang zur weissen Fassadenfläche umrandend klar hervor. Ein zweiter roter Anstrich diente möglicherweise nur partieller Ausbesserung. Die gemalten Läuferquader sind 56 Zentimeter lang und 35 Zentimeter hoch, die kurzen Binder 30 Zentimeter lang und 35 Zentimeter hoch. Als Dekoration von repräsentativen Gebäuden ist die Fassadenzier auf einer Darstellung von Emanuel Büchel von 1754

auch am benachbarten Weiher Schloss und am Lehenhaus zu finden.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Juli und November 2010

... und nach der Freilegung und Reinigung durch Stefan Buess (Foto Stefan Buess).



Bubendorf, Gasthaus Rössli: eine Wegstation erster Güte

Bubendorf, Gasthaus
Rössli, Zustand vor
dem Umbau.

Das Gasthaus Rössli in Bubendorf wurde in den Jahren 2009 und 2010 zusammen mit den beiden Nachbarbauten saniert und tiefgreifend umgebaut. Dies gab der Archäologie Baselland die Möglichkeit einer detaillierten bauarchäologischen Untersuchung, die sich über neun Monate erstreckte und

parallel zum Umbau erfolgte. Das Hauptaugenmerk lag dabei auf der Dokumentation des Mittelbaus, dem ältesten Gebäude der Häuserzeile.

Dendrochronologische Analysen attestieren dem Mittelbau ein Errichtungsdatum nach dem Winter 1694/95. Der aktuelle dreistöckige Dachstuhl aus Tannenholz ist jünger und wurde um 1730 errichtet. Er ersetzte somit bereits nach 35 Jahren den Vorgängerstuhl. Ein plausibler Grund für diese frühe Gesamterneuerung des Daches liess sich nicht feststellen. Ein Balken in der rückwärtig gelegenen Küche im Erdgeschoss, höchst wahrscheinlich im Verband mit dem Kaminwechsel, liefert mit seiner Datierung ins Jahr 1620 ein Indiz für einen Vorgängerbau.



>

Auf der Hinteransicht des
Dorfes von Emanuel Büchel
von 1753 ist das Rössli
mit einem «Meienbaum»
gekennzeichnet
(Staatsarchiv Basel).

Die Gebäudestruktur samt Inneneinteilung entsprach vor dem Umbau noch weitgehend dem Bestand vom Ende des 17. Jahrhunderts. Das Haus verfügte über ein Keller-, drei Wohn- und drei Dachgeschosse, auf einer Grundfläche mit einer Raumbreite von 7 Metern und drei Räumen Tie-

fe von insgesamt 17 Metern. Diese Dreiteilung war bis und mit dem zweiten Obergeschoss in massivem Bruchsteinmauerwerk ausgeführt. Dabei stiessen die zwei internen Quermauern jeweils an die Aussenmauern. Das Erdgeschoss gliederte sich auf der Strassenseite in einen Gang und eine danebenlie-

Die Vorderansicht der Häuserzeile mit dem Gasthaus Rössli in einer historischen Aufnahme.



Barockes Deckentäfer
im rückwärtigen
Grossraum des ersten
Obergeschosses.

gende (Gast-)Stube. In der Gebäudemitte lag der Erschliessungsbereich.

Rückseitig befand sich die einzige Küche des Gebäudes. Sie war ganzflächig unterkellert. Das erste Obergeschoss – die Beletage – besass strassenseitig

einen 40 m² und rückseitig einen 30 m² umfassenden Grossraum. Zu einem unbekanntem Zeitpunkt wurden beide Räume jeweilig mit Holzwänden halbiert und rückseitig entlang der Nordmauer ein Gang eingebaut. In der Mitte des Stockwerkes lag wie in den anderen Wohngeschossen die Treppe. Das zweite Obergeschoss besass beidseits jeweils zwei Kammern. Die Fenster waren kleiner ausgebildet als im ersten Obergeschoss. Der dreigeschossige Dachraum wies keine Einbauten auf und diente Lagerzwecken.

Die Fassaden waren entsprechend der inneren Symmetrie ebenfalls mit einer gewissen, wenigstens geschossweise ersichtlichen Systematik gestaltet. So waren Vorder- und Rückfassade jeweils in den beiden Obergeschossen zweiachsig angelegt, dabei die untere Fensterreihe grosszügiger ausgeführt als die obere. Die Mehrfachfenster im ersten Obergeschoss vermitteln einen spätgotischen Charakter.



Der Fronteingang mit Rokokotür und Konsolengesims war eine klassizistische Modernisierung. Alle traufseitigen Fenster besaßen Eichengewände mit umlaufendem Falz. Dem gegenüber hatten die einheitlich gestalteten Giebel Fenster alle ein teilweise gefastetes Steingewände.

Bautypologisch hatte sich das hohe, schlanke Haus mit interner Geschosserschliessung den engen Platzverhältnissen an der dem Dorfbach folgenden Hauptstrasse angepasst. Die riemenartige Parzellierung mit schmalen, dafür lang nach hinten gezogenen Grundstücken entstand im Baselbiet im Laufe des 17. Jahrhunderts durch die zunehmende Verdichtung der Überbauung innerhalb des Dorfbatters. Tatsächlich fanden sich an den Aussenseiten beider Giebel Felder Spuren alter Dachschrägen von früheren Anbauten.

Die Verteilung der Fensteröffnungen in den Giebelmauern sowie die auf der Südseite liegende und ins

Freie führende Kellertüre aus der Bauzeit erlaubten die Rekonstruktion des ersten Aussehens dieser Häuserzeile. So war der Nordanbau bereits während dem Bau des Untersuchungsobjektes eingeplant. Es handelte sich dabei um ein selbstständiges Kleinbauernhaus mit Wirtschaftsräumen im Erdgeschoss und

Die Balkendecke der gassenseitigen Stube des Erdgeschosses war dunkelgrau grundiert und weiss getupft.



Detail der
Wandmalerei im
ersten Obergeschoss:
Vorhang mit Gold-
fransen (links) und
Beerenast.

Wohnräumen im ersten Obergeschoss, die eventuell als Wirtewohnung dienten.

Die erwähnenswertesten Details fanden sich in den strassenseitigen Stuben des Erd- und ersten Obergeschosses. Die zugedachte Nutzung der strassen-

seitigen Stube im Erdgeschoss ist unbekannt, die Einrichtung als Gaststube jedoch aufgrund der Bildquellen und der jüngeren Gebäudenutzung naheliegend. Der Raum mass anfänglich 4×6 Meter und wurde durch ein grosses Doppelfenster mit profiliertem Eichengewände und zentraler Fenstersäule erhellt. Ein Zugang erfolgte über den danebenliegenden Gang. Eine weitere Verbindung zur rückwärtigen Küche ist anzunehmen. Ausserdem ist von einem an der Rückwand in der Südostecke stehenden Kachelofen auszugehen. Die quer über die ganze Gebäudebreite verlaufenden Deckenbalken aus Weisstanne waren an den Unterkanten gefast, die Gangbreite wurde dabei berücksichtigt. Die Fasen endeten in kantig abgesetzten Schildern. Die Deckenbretter waren gerade in die Balken eingeschoben. Der Deckenbereich in der Stube wurde dunkelgrau grundiert und anschliessend mehrheit-



lich mit einem Mehrfachpinsel – meistens vierfach, partiell sechsfach – weiss getupft. Vergleiche dazu sind bisher nicht bekannt.

Der strassenseitige Saal des ersten Obergeschosses besass – soweit feststellbar zumindest an den beiden Giebelmauern – farbige Wandmalereien, die nur noch fragmentarisch erfasst werden konnten. Graubandmalereien hatten sich vor allem in den deckennahen Abschnitten zwischen den Balken erhalten. In den Eckbereichen zwischen Seitenwänden und Fensterfront fanden sich geometrische Schwarzbandmalereien. Die quer zum Gebäude verlaufenden fünf Deckenbalken waren mit rot-weiss-schwarzen Wellenbändern und Blumen dekoriert. Die sicherlich einst ebenfalls bemalte Legebretterdecke wurde zu einem unbekanntem Zeitpunkt und undokumentiert ersetzt. Entsprechend der darunter

liegenden (Gast-) Stube darf für die Beheizung ein Hinterladerofen angenommen werden.

Anders als der strassenseitige Saal besaßen das mittlere und das hintere Gebäudedrittel – analog zum gesamten Erdgeschoss – Deckenbalken in Längsrichtung.

Dokumentation der Deckenbalken: Die Malereien wurde alle skizziert, teilweise auch durchgepaust.



Blumenmotiv auf einer
Balkenseite an der
Saaldecke im ersten
Obergeschoss.

Der Grund für die Balkendrehung ist unklar. Eine einseitige Aufstockung oder die Erweiterung des Gebäudes sind aufgrund des Befundes auszuschliessen.

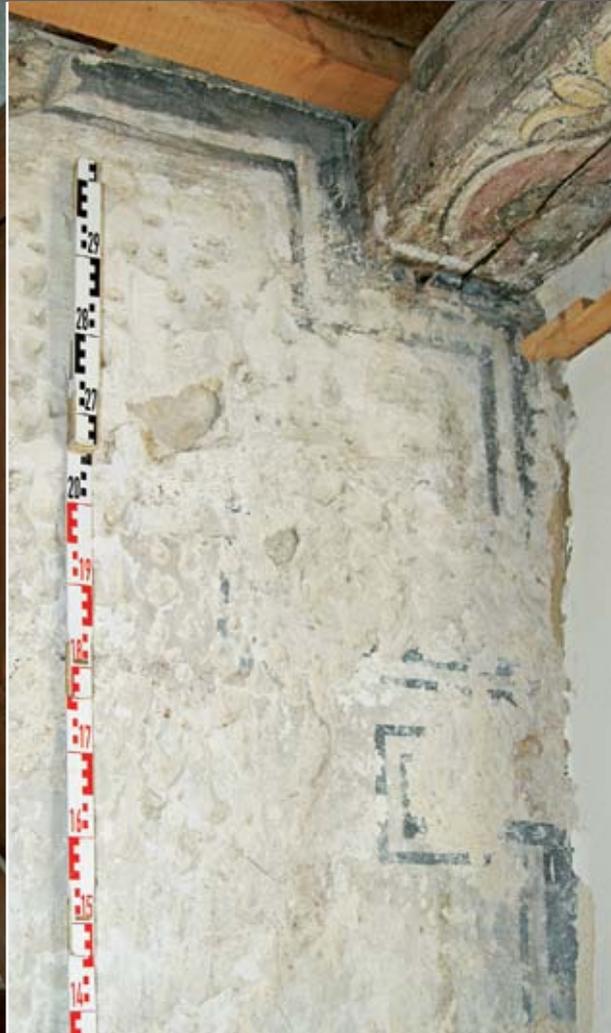
Gastwirte gehörten der vermögenden Schicht des Dorfes an. Mit der reichhaltigen Ausschmückung

der Innenräume und der grossräumigen Küche von über 30 m² war dem Gebäude offenbar seit Bestehen eine besondere Funktion mit repräsentativem Charakter zugeordnet. Spätestens seit 1753 funktionierte das «Rössli» temporär als Meienwirtschaft: Der Besitzer war berechtigt, so lange zu wirtten, bis der Wein vom eigenen Rebberg fertig ausgeschenkt war. Im Jahr 1870 taucht «Zum Rössli» in Akten auf, als der Besitzer Heinrich Jundt (Junior?) das Patent als Gastwirt erwerben wollte.

Die ursprüngliche Gebäudestruktur mit ihrem spätgotischen Charakter sowie die im Kanton sehr selten gewordene originale Innenausstattung gingen mit dem umfassenden Umbau leider verloren.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kotic, Basel
Juli 2009 bis April 2010





links:
Blick in die Feuerungs-
nische, durch die vom
Gang des ersten Ober-
geschosses her ein
Ofen im rückwärtigen
Raum bedient werden
konnte.

rechts:
Saal im ersten
Obergeschoss:
Graubandbegleitung
in der Raumecke zur
Fensterfront.

Arisdorf, Marchbel: Futterscheune oder Kapelle, das ist hier die Frage

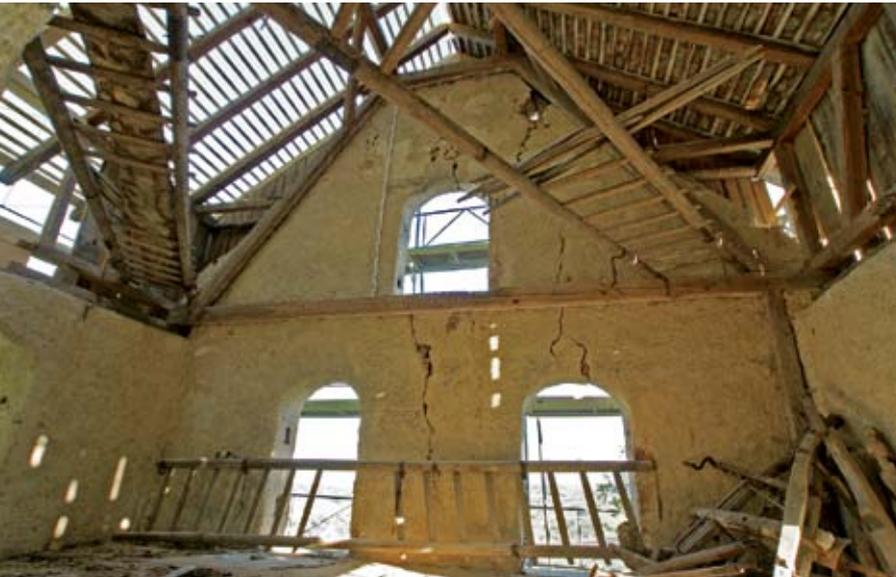
Arisdorf, Marchbel.
Innenansicht der
hangseitigen Giebel-
mauer, die durch den
Brand zerrissen wurde.

Dank der Initiative des Natur- und Kulturvereins «Leben in Arisdorf» wurde eine kleine sanierungsbedürftige Scheune oberhalb des Dorfes fachgerecht in Stand gestellt und in ihrem Bestand gesichert. Die seit Generationen hartnäckig kursierenden Spekulationen bezüglich Nutzung und Alter des kleinen

Steinbaus mit einer Grundfläche von 5×7 Metern weckten das Interesse der Archäologie und führten zu einer kurzen Bauuntersuchung.

Einige alte Fragen wurden beantwortet, viele neue aber aufgeworfen. Der Grund für den bescheidenen Erkenntnisgewinn ist ein Brand, der mit wenigen Ausnahmen sämtliche ursprüngliche Holzbauteile zerstört hat. Die anschließende Instandstellung ist zurzeit noch undatiert. Zudem sind Aussagen zur ursprünglichen Dachkonstruktion, Innenausstattung und Erschliessungssituation nur beschränkt möglich. Auch die Konsultation der Brandlagerakten und alter Abbildungen lieferte keine hilfreichen Anhaltspunkte. Die sichere Spur des «Heuhauses» taucht erst ab 1877 in den Versicherungsbüchern auf.

Gebäudetypologisch gehört das Untersuchungsobjekt zu den Futterscheunen. Diese wurden ebenso wie Heuschöber nachweislich ab dem 17. Jahrhundert auf entlegenen Matten errichtet. Sie entstanden in Zusammenhang mit der Zunahme von Gras- und Viehwirtschaft und dem daraus resultierenden Platzmangel im Dorf für die Lagerung von Heu



und Emd. Im Gegensatz zu Heuschobern besaßen die Futterscheunen zusätzlich Platz für das Unterbringen von Jungvieh. So wurde im Frühjahr, nach dem Aufbrauchen der Futtermittel im Dorf und vor dem Weidgang, das in den Futterscheunen gelagerte Trockenfutter vor Ort verfüttert. Voraussetzung für die Stallfütterung ausserhalb des Dorfes war das Vorhandensein einer Quelle.

Im vorliegenden Fall ist bereits Ende des 17. Jahrhunderts die Nutzung einer Quelle auf dem Marchbel – die Tiefenmattquelle oder Quelle Blauenrain auf dem Rüttespil – bildlich bezeugt. Mit der Lockerung des Flurzwanges, der damit einhergehenden Entstehung von Aussiedlerhöfen, die vom Raumkonzept her bereits mit grossen Heubühnen ausgestattet waren, und mit der Intensivierung des Ackerbaus verloren die Wässermatten wie auch die Heuspeicherbauten ab dem 19. Jahrhundert zusehends an Bedeutung.

Die Marchbel-Scheune steht mit ihren im Vergleich zu den Giebelseiten kürzeren Traufseiten quer zum Hang. Der Bau ist dreigeschossig, wobei das Erdge-

schoss rückseitig in den Hang gebaut ist. Drei Scharfenfenster liefern spärliches Licht in dieses unterste Geschoss. Der heute ausbetonierte torartige Zugang im Osten ist die Verbreiterung eines ursprünglich schmaleren. Die allseitig grossen Rundbogenöffnungen sind das auffälligste Merkmal. Die für ei-

Hangseitige Giebelmauer. Die Holzverschalung zeigt die spätere seitliche Dachanhebung.



Der einstige Stall
dient heute der
Lagerung alter
Landwirtschaftsgeräte.

nen Ökonomiebau untypische Fensterform, die im Kanton zurzeit noch ohne Vergleiche dasteht, weckt die Assoziation eines Kapellenbaus.

Grosse Einwurföffnungen an sich sind jedoch typisch für Futterscheunen und finden sich auch an

anderen Feldscheunen. Die Öffnungen besaßen jeweils zwei brüstungsähnlich durchgehende Querbalken. Zum Schutz vor Witterungseinflüssen darf mit ladenartigen Verschlüssen gerechnet werden, die man vorhängen konnte. Das ursprüngliche Raffendach mit einem Neigungswinkel von 50° besass zudem möglicherweise weit überhängende Schärmen, welche die grossen Öffnungen zumindest an den Traufseiten vor allzu heftigem Regen schützten. Das einphasige, spolienfreie Mauerwerk war aussen ursprünglich zumindest teilweise steinsichtig und weiss gekalkt. Der Innenraum war bis unter die Dachbalken fein verputzt und ebenfalls weiss gekalkt. Innenputz und die relativ zahlreichen Rundbogenöffnungen sind für eine Futterscheune unnötig. Implizieren sie also doch eine Sonderfunktion des Gebäudes?



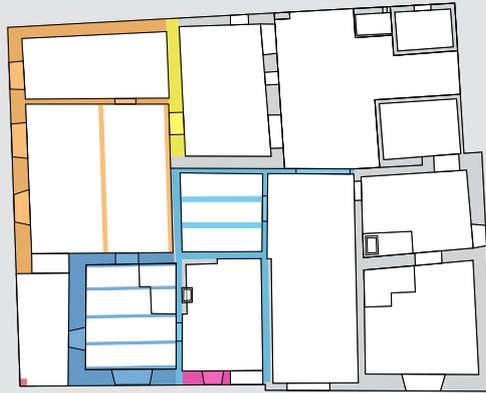
Der Bau wird häufig als die Kapelle gesehen, die Arisdorf 1744 während dem Zweiten Schlesischen Krieg (1744–1745) anscheinend für die im Dorf zwecks Grenzbewachung stationierten eidgenössischen Truppen katholischen Glaubens errichtet haben soll. Tatsächlich befindet sich das Gebäude lediglich einen knappen Kilometer vor der einstigen Grenze zu Österreich und wäre als Wegkapelle für die im Dorf stationierten Truppen gut gelegen. Auch als Aussichtsposten zur Beobachtung von Truppenbewegungen wäre der Standort geeignet gewesen. Auf Darstellungen von Emanuel Büchel aus der Zeit um 1750 ist jedoch noch kein Gebäude verzeichnet. Der benachbarte Bechhof, auf dessen Land das Untersuchungsobjekt heute steht, wurde

zwischen 1770 und 1780 vom damaligen Dorfpfarrer erbaut. Hat eventuell dieser die Futterscheune nach seinem Gusto in «Gotteshaus-Manier» errichten lassen?

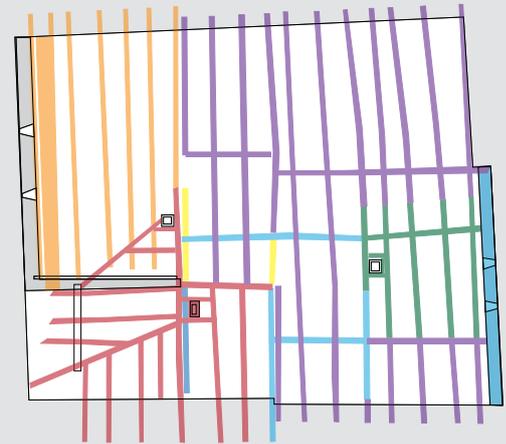
Durchführung und Bericht: Anita Springer
April 2010

Eine Aktenauflistung von Daniel Bruckner erwähnt die «Erbauung einer Capellen für die Kathol. Eydtgenoss. Zuzüger» (Staatsarchiv Baselland).

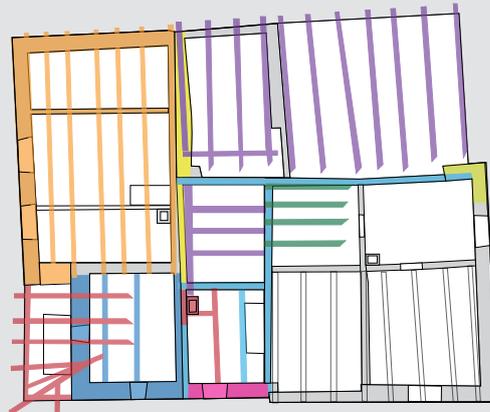




Grundriss Erdgeschoss

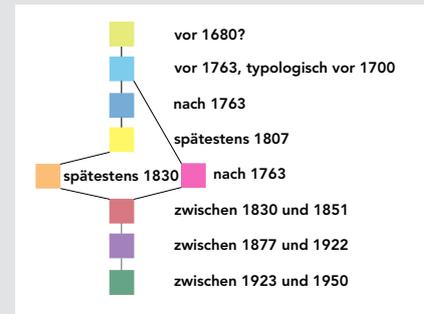


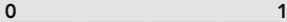
Grundriss Dachgeschoss



Grundriss erstes Obergeschoss

Augst,
Rheinstrasse 2 und 4.
Wände, Deckenbalken
und Dachstühle,
eingefärbt gemäss
ihrer zeitlichen
Abfolge. Die grau
belassenen Befunde
sind nicht genauer
datierbar. Jahrgenaue
Baudaten fehlen.



0  10 m

Augst, Rheinstrasse 2 und 4: die Entwicklung eines Kleinbauernhauses

Das Gebäudeensemble an der Rheinstrasse 2 und 4 prägte bis vor kurzem den alten Dorfausgang von Augst an der Kreuzung der bereits zur Römerzeit genutzten Ausfallstrassen in Richtung Liestal und Basel. Dem Abbruch Ende 2010 ging eine detaillierte Bauuntersuchung und -dokumentation voraus. Das kompliziert verwachsene Konstrukt liefert eindrückliche Informationen über vergangene Lebens- und Besitzverhältnisse. Das Grabungsteam der Römerstadt Augusta Raurica begleitete den Abbruch zudem mit archäologischen Ausgrabungen.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts noch unbesiedelt, tauchen auf historischen Abbildungen gegen Ende dieses Jahrhunderts im Gebiet des Untersuchungsobjektes ein bis zwei freistehende Gebäude auf. Eine sichere Identifizierung des Gebäudes ist erstmals auf dem Plan von Emanuel Büchel von 1763 möglich. Dort ist jedoch bereits die zweite vorgefundene Bauphase dargestellt.

Der erste Bau am Platz war ein Steinbau unbekannter Datierung. Der dreigeschossige Bau stand

mit seinem Satteldach traufseitig zur Strasse hin. Die Gebäudetiefe wurde von der späteren Überbauung übernommen. Die Länge des Gebäude lässt sich nicht mehr eruieren. Eine in der zweiten Bauphase vermauerte, grün glasierte Wandfliese deutet im Weiteren auf Kachelofen und Herdstelle hin.

Strassenseitige
Fassade des Wohnteils
mit Laube (links)
und dem 1950 als
Wohnhaus umgebauten
Ökonomieteil (rechts).



Das Gebäude im
Plan von Emanuel
Büchel, um 1750
(Universitätsbibliothek
Basel).

Aus ungeklärtem Grund – offensichtliche Brandspuren fehlen – zerfiel das Gebäude. Aus der 1961 erschienenen Geschichte von Augst und Kaiseraugst wissen wir, dass «den Grundherren im Laufe der Zeit bei Erbteilungen oder Nutzungsänderungen vieles verloren ging; im 16. und 18. Jh. konnten sogar ganze Hofstätten nicht mehr aufgefunden werden.

Sie waren offenbar als vorübergehende Wüstungen unter den Anstössern verteilt oder mangels Aufsicht ‘ersessen’ worden.»

Die Überreste der Giebelmauer Ost blieben für unbestimmte Zeit in ruinösem Zustand stehen, bevor sie in einen neu errichteten Fachwerkbau, die zweite Bauphase, integriert wurden. Anscheinend hat der Bauschutt des eingestürzten Hauses nicht mehr für den Wiederaufbau eines reinen Steinbaus gereicht. Eventuell waren die Mauersteine zuvor für benachbarte Bauten verwendet worden. Jedenfalls wurden im Neubau lediglich vereinzelt wiederverwendete Bauteile wie Ziegel in den Gefachen vermauert. Warum ein Fachwerkbau der Massivbauweise vorgezogen wurde, ist unklar. Augst hatte nämlich seit der Bannscheidung mit Pratteln um 1500 und Kaiseraugst im 16. Jahrhundert praktisch keine eigenen Waldungen mehr und daher akuten Mangel an Bau- und Brennholz.

Im Prinzip besass das neu entstandene, dreiachsige Fachwerkhau den typischen Grundriss eines kleinen Vielzweckbaus (im Plan hellblau). Da Hinweise



auf eine Herdstelle in der östlichen Gebäudeachse fehlen, muss aber auch eine Funktion als reiner Wirtschaftsbau in Betracht gezogen werden. Der Bereich in der Gebäudemitte ist eindeutig als Tenn erkennbar. Westlich davon schlossen strassenseitig ein kleiner Stall und rückwärtig ein ebenerdiger Keller an. Der darüber liegende Raum diente wohl als Bühne zur Heulagerung. Zumindest zwei Wandständer der Giebelwand West reichen nachweislich noch vom Erdgeschoss bis an den Dachfuss. Eine Datierung ins 17. Jahrhundert ist wahrscheinlich.

Eine Wohnnutzung des Gebäudes ist spätestens ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gesichert. Damals wurde ein einraumtiefer Anbau mit Balkenkeller und zwei darüber liegenden, massiv gemauerten Geschossen an die westliche Giebelfassade gestellt, der im Süden die Flucht der Traufe übernahm (im Plan dunkelblau). Der bestehende, angrenzende Stall wurde mit Herdstelle und Kamin zur Küche ausgebaut. Die einstige Aussenwand aus Fachwerk erhielt aus Gründen des Brandschutzes eine Vormauerung. Der in der neuen Stube bis zum Abbruch

2010 noch erhaltene Kachelofen im Sundgauer-Stil – mit grünen, gepunkteten Blattkacheln – stammt aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und war ein späterer Einbau.

Dieser gemauerte, dreigeschossige Kubus erinnert an einen so genannten Stock, wie er etwa im be-

Der Fachwerkbau der zweiten Bauphase stösst an einen ruinösen Eckverband, ein Mauerrest der ersten Bauphase.



Durchgangskammer oberhalb des Haupteingangs. Auch Türblatt und Laibungen sind tapeziert.

nachbarten Fricktal mit seinen hölzernen Strohdachhäusern bekannt ist. Der Stock diente anfänglich als feuersicherer Aufbewahrungsraum für die wertvolle Habe und wurde später oft in einen Wohnraum umgewandelt. Wie genau der Dachanschluss zum bestehenden Sparrendach des Fachwerkbaus aussah, muss offen bleiben.



Ab 1807 ist eine Verbindung von Baubefunden mit den entsprechenden Brandlagerakten möglich. Dabei wird ersichtlich, dass spätestens ab dieser Zeit der Gebäudekomplex unter zwei Wohnparteien aufgeteilt war. In der Osthälfte fanden sich nun rückwärtig eine Küche und strassenseitig eine Stube sowie zwei darüber liegende Kammern. Der fehlende Stallraum wurde durch eine entsprechende Erweiterung an der rückwärtigen Traufseite ersetzt. Bei dessen Errichtung wurden gehäuft Spolien aus rotem Sandstein verwendet. Dabei dürfte es sich um römisches Baumaterial gehandelt haben.

Spätestens 1830 fügte man in der Nordwestecke ein zweigeschossiges Wirtschaftsgebäude an. Neben einem schmalen Stall für Kleinvieh und darüber liegendem Heustock bot zumindest der Saal im Erdgeschoss mit seinen 26 m² Grundfläche, einer Raumhöhe von 2.4 Metern und den beiden grossen Fenstern genügend Platz für wenigstens zwei Bandwebstühle. In der Brandlagerakte von 1852 ist denn auch der Besitzer dieser westlichen Haushälfte, Georg Häfelfinger, als Posamentier verzeichnet. Für

das Jahr 1863 sind in Augst insgesamt neun Posamenterstühle bezeugt.

Die Aufspaltung des Besitzes führte bald zu einer weiteren Mehrbelegung des Gebäudes: Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte dieses mit der Einrichtung einer dritten Wohnung seine höchste Auslastung erreicht. Der Abtausch von Räumlichkeiten unter den zwei bis drei Parteien ging mit einem ständigen Aus- und Umbau des Gebäudes einher. Lediglich der Dachraum blieb frei von Wohnkammern. Er wurde für die Vorratshaltung benötigt. Das wenige Grossvieh wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend von Platz sparendem Kleinvieh und ein bis zwei Schweinen abgelöst. Gleichzeitig fand man in der Heimarbeit eine Ergänzung zur wirtschaftlichen Selbstversorgung. Nach 1950 wurde das Tenn in weiteren Wohnraum umgewandelt.

Als besonderer Fund sei eine Tapete erwähnt, die eine Durchgangskammer im ersten Obergeschoss des Fachwerkbaus auskleidete. Sie war auf eine Schicht Zeitungen aufgebracht, die aufgrund der Textinhalte in die Zeit zwischen 1922 und 1959 da-

tiert. Die Tapete – eine britische Sanitärartapete von 1901 – wurde jüngst in einer Dissertation von Jérémie Cerman, Paris, behandelt und soll im dortigen Rahmen demnächst publiziert werden.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
August 2010

Die beige Grundfläche (oben) ist eigentlich die Rückseite der grünen Tapete.



Wenslingen, Dorfstrasse 68/69: ein Flickwerkhaus

Wenslingen,
Dorfstrasse 68/69.
Strassenseitige
Fassade, Blick nach
Nordost.

Der Umbau eines Mehrfamilienhauses in Wenslingen stellte nicht nur den Besitzer vor besondere Herausforderungen. Die Untersuchung des Gebäudekomplexes, bestehend aus zwei einst eigenständigen und später vereinten Wohnhäusern mit Ökonomien, versprach eine spannende Gebäude-

biographie. Leider verhinderte aber der bereits vor Untersuchungsbeginn grossflächig an den aussagekräftigsten Stellen aufgespritzte Zementputz detaillierte Beobachtungen.

Mit den wenigen verbliebenen Hinweisen und der Konsultation der Brandversicherungsakten von 1807–1953 liessen sich dennoch gewisse Bauabfolgen postulieren, auch wenn jahrgenaue Datierungen fehlen:

Auf dem Plan des Geometers Georg Friedrich Meyer aus der Zeit um 1680 steht an der Stelle des heutigen Gebäudes ein Haus, offenbar mit strohgedecktem Satteldach. Als fragmentarisch erhaltener Kernbau ist heute noch ein zur Strasse hin giebelständiges Steingebäude auszumachen. Es besass zwei Wohngeschosse, die sich jeweils über zwei Räume erstreckten. Der seitliche Eingang führte in die im Hochparterre gelegene Küche. Östlich an die Küche schloss die unterkellerte Stube an. Letztere war



durch einen Ofen beheizbar und mit einer Schiebetterdecke ausgestattet. Der Abgang in den Balkenkeller befand sich in der Küche. Hinter dem Wohnteil lagen Tenn und Stall. Das den Wohn- vom Wirtschaftsteil trennende Giebfeld war bis unter den First gemauert.

Nach einem anscheinend verheerenden Brand des Kernbaus – wahrscheinlich während dem grossen Dorfbrand 1688 – erfuhr die Gebäudestruktur eine grundsätzliche Veränderung. Der Wohnteil wurde im Bereich der Stube um 2,5 Meter verbreitert, wobei vorwiegend Abbruchschutt der Brandruine verbaut wurde. Auf die Vergrösserung des Kellers folgte der Einbau des Rundbogentores, das denselben ebenerdig von aussen her zugänglich machte.

Zu einem späteren, unbekanntem Zeitpunkt wurden der Kernbau aufgestockt und die Giebelfassade neu gestaltet. Dazu war ein Teilabbruch des alten Giebels

nötig. Für den Neuaufbau wurden genormte, neue Kalkbruchsteine verwendet. Wie der Dachverlauf angepasst wurde, ist unbekannt. Die beinahe horizontale Mauerkrone gegen das Tenn hin lässt eine Ergänzung des Giebfeldes mit einer Holzverschalung möglich erscheinen.

Der an vielen Orten aufgetragene neue Zementputz verhinderte die Untersuchung der Mauerfugen.



Der schmale, zweigeschossige Anbau im Westen entstand nach Ausweis einer Jahreszahl über dem Haupteingang wahrscheinlich 1770. Dabei verlegte man den Zugang zum Kernbau in die strassenseitige Giebelfassade. Der Anbau besass zwei Stuben, zwei Küchen und einen Keller. Das zugehörige Ökono-

miegebäude – wohl gleichen Alters – schloss hinter der bestehenden Ökonomie des Kernbaus an.

Zwischen 1852 und 1877 wurde der schmale Wohnanbau auf der Rückseite im Westen mit einem Schopf in der Tiefe des Ökonomiegebäudes



Phasenplan des Gebäudekomplexes,
Blick nach Nordost.

Gelb: Kernbau

Rot: Verbreiterung nach Brand

Orange: Aufstockung und

Fassadenneugestaltung

Pink: Anbau Nr. 69, Verbindung der
beiden Dächer unklar

Grün: Anhebung des Giebels,
Ausbau des Dachraumes und
Sockelverstärkung

Lila: Vereinigung der beiden
Gebäude Nr. 68 und 69 unter einem
Dach

Pfeil: jüngere Mauer stösst an ältere
Mauer.

Laufen, Hauptstrasse 29: Altstadthaus – Brandobjekt

Laufen,
Hauptstrasse 29.
Die Liegenschaft
brannte am 30. Mai
2009 vollständig aus
(Stützpunktfeuerwehr
Laufen).

Die im Mai 2009 ausgebrannte Altstadtliegenschaft an der Hauptgasse in Laufen wurde parallel zum Rückbau untersucht. Die gewonnenen Erkenntnisse waren aufgrund der Brandschäden und der baulichen Veränderungen der letzten zweihundert Jahre indes bescheiden. Eine dendrochronologische Analyse unterblieb.

Der Gebäudekern kann durchaus aus der Zeit der frühneuzeitlichen Parzellenüberbauung in Steinbauweise stammen. In einer Auflistung aller Hausstätten von 1753 ist das Untersuchungsobjekt zusammen mit dem heute nördlich anschliessenden Neubau Hauptstrasse 31 als «Franz Kaiser. Haus und Scheurlein» bezeichnet. Bauzeitliche Kaminwechsel und eine Kiennische geben das Untersuchungsobjekt als Wohnhaus zu erkennen.

Das Hinweisinventar der Stadt Laufen von 1980 postuliert an der Stelle der Nr. 31 einen Ökonombau. Dies kann aufgrund der fehlenden Befunde archäologisch nicht bestätigt werden. Eine bauzeitliche Verbindungsstüre zwischen der Stube im ersten Obergeschoss und dem angeblichen Wirtschaftsbau lässt diesbezüglich aber gewisse Zweifel aufkommen.



Gegen die Hauptstrasse lagen in den beiden Obergeschossen jeweils die beheizte Stube, dahinter die Küche, anschliessend der Erschliessungsbereich und gegen die Viehmarktgasse eine unbeheizte Kammer. Dank dem Einbau eines zweiten Kamins liessen sich mit der Zeit die rückwärtigen Kammern ebenfalls beheizen. Die Deckenbalken verlaufen im Erd- und im ersten Obergeschoss quer zum Haus, im zweiten Ober- und ersten Dachgeschoss in Längsrichtung.

Der markante Niveauunterschied zwischen dem rückwärtigen, unterkellerten Gebäudedrittel und dem strassenseitigen Erdgeschoss mit Laden könnte neben anderen Anhaltspunkten auf eine Gebäudeerweiterung Richtung Viehmarktgasse hindeuten. Der nicht unterkellerte Bereich erfuhr bereits im verheerenden Überschwemmungsjahr 2007 eine Abtiefung von rund 20 Zentimetern. Der damals eingebaute Boden musste nun wieder ausgebaut

und erneuert werden. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei Sondierungen durchgeführt, da mit mittelalterlichen Siedlungsbefunden zu rechnen war. Aussagekräftige Befunde blieben jedoch aus.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Februar 2010

Blick von der strassenseitigen Stube des ersten Obergeschosses in die einstigen Wohnräume, nach der Entfernung der Zwischenböden.



Bubendorf,
Hauptstrasse 63.
Zahnräder, Wellen und
Riemenscheiben – Teile
des Getriebes der
Sägeerei während des
Abbruchs.



Bubendorf, Hauptstrasse 63: «Mir säge Sagi»

Die untere Sägerei von Bubendorf, ein 20 Meter langer, schopffartiger Holzbau mit gemauertem Untergeschoss, erstreckte sich entlang der Hauptstrasse im Bereich unterhalb des Pfarrhauses und südlich des Dinghofes. Sie war der letzte Rest des einstigen Mühlenensembles im heutigen Unterdorf. Im Herbst 2010 wurde sie abgerissen.

Mindestens seit dem 15. Jahrhundert hat man die Stelle zwischen einer leichten Linksbiegung der Hinteren Frenke und dem weiter östlich verlaufenden Gewerbekanal als Mühlenstandort genutzt. Der Verlauf des Gewerbekanal ist heute noch anhand der aktuellen Parzellengrenzen nachvollziehbar. Die Sägerei wurde im Jahr 1846 als Folge eines

Details des Säge-
werks und des ober-
schlächtingen Wasser-
rades, Zustand während
des Abbruchs.



Impressionen aus
der Sägerei vor dem
Abbruch im Oktober
2010.

Erbgangs an der Stelle einer einstigen Ölmühle mit Backstuben errichtet. Sie gehörte als freistehender Bau zu einer Gebäudegruppe um die Getreidemühle und befand sich bis 1922 im Besitz des Müllers. Anlässlich ihrer anschliessenden Veräusserung ist erstmals eine bauliche Verbindung zwischen Säge-

reibau und Mühle erwähnt. Wie diese genau aussah, blieb bisher jedoch unerkannt.

Bereits 1858 wurde die Sägerei wegen «Baufälligkeit» in ihrer Versicherungssumme um 50% abgeschätzt. Wahrscheinlich war sie durch den Brand der



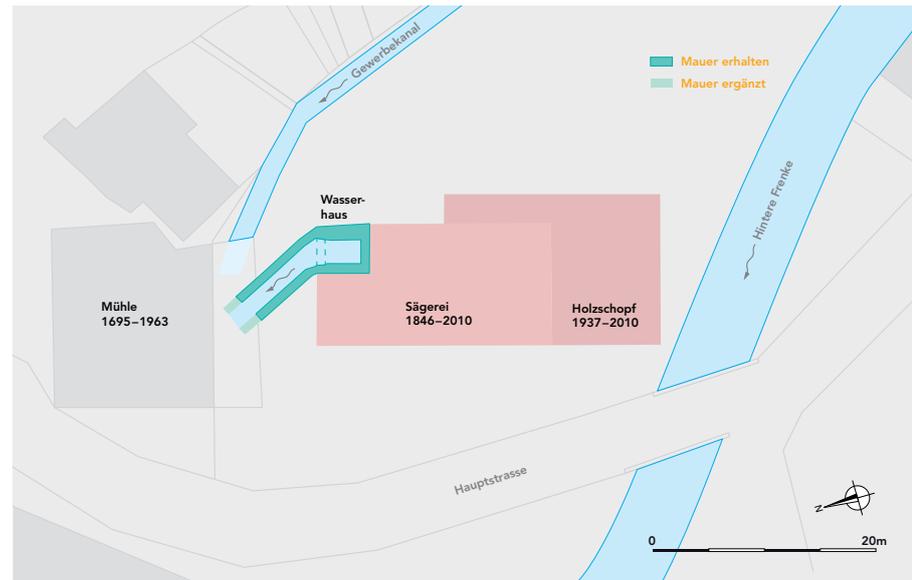
daneben stehenden Mahlscheune am 20. März desselben Jahres stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Der Schaden war am Befund indes nicht mehr nachzuweisen.

Das Wasserhaus mit dem überschlächtigen Wasserrad befand sich in der Nordostecke des gemauerten Grundrisses. Die Speisung erfolgte über den höher als die Frenke gelegenen Gewerbekanal und führte über einen Holzrinne hinunter auf das Rad. Die vom Rad angetriebene Welle leitete die Kraft in den benachbarten Hauptraum und trieb dort über diverse Zahn- und Schwungräder die Sägeblätter an. Das «verbrauchte» Wasser floss schliesslich im Bereich der Getreidemühle zurück in den Gewerbekanal. Es ist uns nicht bekannt, ob die Mühle unterschlächtige Räder besass und das Sägerei-Wasser somit nochmals zum Antrieb verwendet werden konnte. Später ersetzte wohl ein Benzin- oder Petrolmotor die Wasserkraft, bevor die Säge elektrifiziert wurde.

Im Jahr 1936 erfuhr die Sägerei eine bauliche Erweiterung mit einem quer stehenden Pultdach. 1975 wurde ihr Betrieb eingestellt.

Bericht: Anita Springer
Durchführung: Marcel Eckling
Oktober 2010

Situation mit Verlauf
des Gewerbekanal,
Sägerei mit Wasser-
haus und Mühle.





Fundabteilung

Im Jahr 2010 nahm die Fundabteilung Objekte von 20 neu registrierten Fundstellen entgegen, mit einem Volumen von 83 Rakokisten.

Im Mittelpunkt unserer Arbeit stand die Inventarisierung der zahlreichen Funde aus der römischen Villa «Kästeli» in Pratteln. Das äusserst interessante Material stammt zum grössten Teil aus der mittleren Kaiserzeit, also dem 2./3. Jahrhundert n. Chr. Als älteste Funde erwiesen sich auf den Auslegetischen italische Amphorenfragmente und belgische Ware des 1. Jahrhunderts, wohingegen die jüngsten Funde – Sigillata-scherben aus den nordost-französischen Argonnen und Fragmente von groben Töpfen aus der Eifel – ins 4. Jahrhundert datieren. Eine kleine Sensation war die Entdeckung einer jungsteinzeitlichen, schnurkeramischen Grube aus dem Areal der Villa. 1311 der bis Ende Jahr ca. 10'000 inventarisierten Funde gelangten direkt von der Grabung ins Konservierungslabor, um dort möglichst schnell stabilisiert und konserviert zu werden.

Nachdem das Team wegen dringender Renovierungsarbeiten im Haus wochenlang immer wieder ausgebremst wurde, freuen wir uns jetzt über strahlend weisse, rundum erneuerte Arbeitsplätze. Im Herbst beendete Susanne Roth ihr Praktikum in der Fundabteilung, um sich anderen Aufgabenbereichen zuzuwenden. An dieser Stelle ein herzliches Dankeschön für hervorragend geleistete Arbeit! Neu stiess Johann Savary als studentische Hilfskraft zur Fundabteilung. Mit vereinten Kräften wurde bis Ende des Jahres der Grossteil des Fundmaterials aus der Villa Kästeli termingerechtem inventarisiert, sodass die Studentin Tamara Tännler Anfang 2011 mit der Teilauswertung der Grabung im Rahmen ihrer Masterarbeit beginnen kann.

Christine Gugel

<

Ein bemerkenswertes Stück aus der römischen Villa Pratteln-Kästeli: Die kleine, nur etwa vier Zentimeter lange Fibel aus Buntmetall ist verzinnt und trägt Email-Einlagen in Form zierlicher «Eichenblätter». Sie stammt aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.

Pratteln, Kästeli: Schnurkeramik unter der römischen Villa

Pratteln, Kästeli.
Klein aber oho:
jungsteinzeitliche
Keramikscherbe,
verziert mit
Schnureindrücken.

Mit der Ausgrabung ist eine archäologische Untersuchung noch längst nicht abgeschlossen. Sowohl die anschliessende detaillierte Funderfassung als auch die Auswertung sind für manche wissenschaftliche Überraschung gut. Diese Binsenwahrheit bestätigte sich wieder einmal anlässlich der Inventari-

sierung der Funde aus dem römischen Gutshof von Pratteln-Kästeli (siehe Jahresbericht 2009).

Beim Reinigen und Inventarisieren der Funde zeigte sich, dass die Flur Kästeli in Pratteln nicht nur von den Römern als idealer Villenstandort erkannt wurde, sondern bereits Jahrtausende früher als Siedlungsplatz diente. Bezeugt wird dies durch die nun während der Inventarisierung genauer untersuchten prähistorischen Scherben.

Nach dem Reinigen waren auf einigen Scherben Schnurverzierungen zu erkennen, die mit Hilfe eines S-gezwirnten Fadens in den noch feuchten Ton gedrückt worden waren. Diese Dekortechnik ist typisch für die jungsteinzeitliche Schnurkeramik-Kultur, die in der Ost- und Zentralschweiz zwischen 2700 und 2500 vor Christus nachgewiesen ist und in Mitteleuropa bis nach Böhmen verbreitet war. Auf anderen Scherben fanden sich aufgesetzte Leisten mit Fingertupfen sowie geometrische Ritzmuster, die ebenfalls an die Schnurkeramik-Kultur denken lassen. Die Fragmente stammen einerseits aus zwei Gruben unter dem römischen Gutshof,



innerhalb der *pars rustica*, des Wirtschaftsteils der Villa, andererseits aus einem Graben, der völlig anders ausgerichtet ist als die römischen Befunde.

Der Fund dieser Scherben ist äusserst wertvoll, da aus den Regionen fernab der Seeufersiedlungen

bisher nur wenig jungsteinzeitliches Material bekannt ist. Bis heute liegen aus dem Kantonsgebiet nur zwei eindeutige und wenige fragliche Fundstellen mit schnurkeramischen Scherben vor.

Bericht: Sandra Braschler

Zwei weitere, mit Ritzmuster beziehungsweise Tupfenleiste verzierte Scherben vermutlich der Schnurkeramik-Kultur.



Pratteln, Kästeli.
Fragment einer Venus-
Tonstatuette aus dem
Bereich der römischen
Villa (Rückseite).



Pratteln, Kästeli: Scharfe Profile – Kultisches aus der Römervilla

Die Inventarisierung von Keramik mag zwar nie langweilig, manchmal aber doch im wahrsten Sinne des Wortes etwas «eintönig» sein. Umso mehr freut man sich über die kleinen Überraschungen und Besonderheiten, die sich immer wieder im Material verstecken. So auch bei den Funden aus der Villa «Kästeli» in Pratteln (siehe Jahresbericht 2009). Plötzlich blitzte zwischen den Tausenden von roten, grauen, schwarzen und braunen Scherben ein feiner weisser Po hervor. Er gehörte zu einer kleinen Statuette aus Pfeifenton, von der leider nur noch die zirka zehn Zentimeter zwischen dem Bauch und den Füßen erhalten geblieben sind. Schnell war klar, dass die sehr weiblichen Hüften einer Göttin gehören. In römischer Zeit gibt es nur eine Gottheit, die so nackt dargestellt wird: Venus, die Göttin der Liebe und der Schönheit. Wie die Figur vollständig aussehen haben könnte, zeigt ein Vergleichsbeispiel aus Augst. In der Schweiz werden römische Statuetten aus Pfeifenton meist in Gräbern, Heiligtümern oder in den grösseren und kleineren Städten gefunden, in den Villen sind sie eher selten und vor allem auf

grosse und reiche Anlagen beschränkt. Auch hier zeigt sich wiederum die gehobene Stellung der Villa «Kästeli».

Da sich die Darstellungen im Laufe der Zeit immer wieder leicht veränderten, kann die Venus von

Eine fast ganz erhaltene Venus-Figur aus Augst (Römerstadt Augusta Raurica, Susanne Schenker).



Pratteln, Kästeli.
Fragmente eines
Gesichtsgefässes.

Pratteln zeitlich ziemlich gut eingeordnet werden. Der Typ wird als Venus 2 «Gauting» bezeichnet, so benannt nach einem Fundort in Bayern. Diese Statuetten datieren ins 2. bis frühe 3. Jahrhundert nach Christus. Auch die Produktionsstätte ist dank Funden von Modeln und Werkstätten bekannt: Sie kamen

aus Mittelgallien, genauer aus der Gegend zwischen den heutigen Städten Autun, Toulon und Clermont-Ferrand in Frankreich. Dort wurde übrigens auch viel Tafelgeschirr in der Terra-Sigillata-Technik produziert. Der Handel lief über spezialisierte Tonwarenhändler, die sogenannten *negotiatores artis cretariae*.

Tonstatuetten werden mittels Model hergestellt. Dabei braucht es mindestens zwei Hohlformen, in denen der Ton ausgestrichen wird. Ist der Ton lederhart, werden die beiden Hälften sorgfältig aneinandergedrückt und die Verbindungsnahte anschließend verstrichen. Übrigens ist es mit der heute in vielen Gärten anzutreffenden Statuen in «weisser Reinheit» nicht weit her. Aufgrund von Farbresten an gut untersuchten Stücken ist davon auszugehen, dass sowohl die grossen Statuen wie auch die kleinen Figuren in der Antike wenn nicht vollständig, so doch zumindest teilweise sehr bunt bemalt waren, vergleichbar mit Heiligenfiguren in heutigen Kirchen. Mit letzteren teilt unsere Venus auch die



Funktion. Sie war wohl in einem Hausheiligtum, einem «Lararium», aufgestellt. Dort wurde sie verehrt und um Hilfe in Liebesbelangen gebeten. Wieso sie allerdings nur noch bruchstückhaft und ziemlich abseits der Häuser – im landwirtschaftlichen Bereich des Gutshofes – in den Boden gelangte, werden wir wohl nie erfahren.

Ebenfalls als «Kult-Objekt» ist ein weiterer bemerkenswerter Fund aus derselben Grabung anzusprechen. Es handelt sich um Teile eines Gesichtsfasses, die, da sie öfters in Gräbern zu finden sind, auch Gesichturnen genannt werden. Die förmlich aus dem Gefäss herauswachsende, scharf profilierte Nase und die hübschen Augen wirken grotesk. Warum man diesen Töpfen ein Gesicht gab, ist bis heute nicht geklärt. Gezeichnete oder herausgearbeitete Augen an Bauten und Objekten sollten in der Antike Unheil abwehren und vor dem «bösen Blick» schützen. Vielleicht dienten sie hier aber auch als Diebstahlschutz für den Inhalt des Gefässes. Sicher ist aber davon auszugehen, dass dahinter eine

magisch-religiöse Vorstellung steckt und dass diese Objekte vielleicht auch für Rituale oder – zum Beispiel mit Wein gefüllt – bei Trankopfern verwendet wurden.

Bericht: Andreas Fischer

Beinahe ganz erhaltene
Gesichtsbecher aus
der römischen Villa
Seeb ZH (Kantons-
archäologie Zürich,
Martin Bachmann)





Grellingen,
Schmälzeried.
Beschlage von
einem neuzeitlichen
Frauensmuckgurtel.

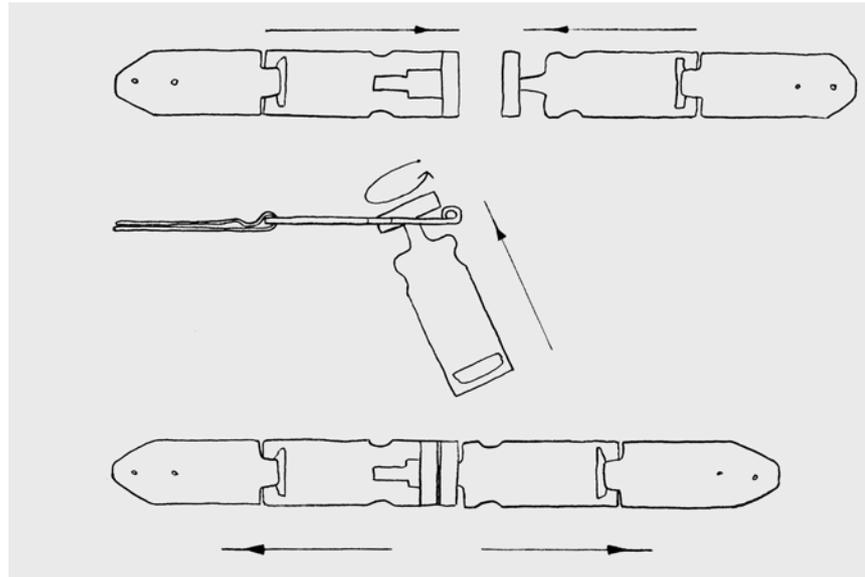
Grellingen, Schmälzeried: ein seltenes Gürtel-Ensemble der frühen Neuzeit

Unter den Funden, die der Sondengänger Wolfgang Niederberger zu handen der Dauerausstellung im Begegnungszentrum Grellingen ablieferte (siehe Jahresbericht 2009), fällt ein kleines, recht qualitativvolles Ensemble von Buntmetall-Beschlägen auf. Es stammt gemäss den Angaben des Finders zwar aus dem Areal des bekannten römischen Gutshofes vom Schmälzeried, gehört aber eindeutig in eine jüngere Epoche.

Stilistische Vergleiche verweisen die Beschläge ins 16./17. Jahrhundert. Doch wozu dienten sie? Während sich die kleine Schnalle oben links klar als Verschluss eines Gürtels oder sonstigen Riemens zu erkennen gibt, ist eine Interpretation der übrigen Teile weniger einfach. In der Fachliteratur wird die Funktion vergleichbarer Stücke oft offen gelassen; Teile mit Knebelverschluss wie das Exemplar unten rechts bezeichnet man zum Teil als Buchschliessen.

Bei genauerer Betrachtung wird jedoch klar, dass die Grellinger Funde in irgend einer Form zusammengehören müssen. Die leichte Trapezform des Schnallenbeschlags mit gezacktem Ende und zwei Eisennietchen findet sich auch an anderen Beschlägen wieder, weshalb man davon ausgehen kann, dass

Funktionsweise
eines so genannten
Knebelverschlusses
(Jörg Harder, Lübeck).



Vollständig erhaltener
Schmuckgürtel aus
Lübeck. (Archäologie
und Denkmalpflege der
Hansestadt Lübeck).

sie zum selben Gürtel gehörten. Doch auch der Knebelverschluss weist einen ähnlichen Zusatzbeschlag auf, mit dem er über einen eisernen Scharnierstift verbunden war.

Dank spezieller Feuchtboden-Erhaltung konnten Archäologen kürzlich bei Grabungen im Grün-

dingsviertel von Lübeck ein gut vergleichbares Ensemble bergen, dessen zugehörige Lederteile noch erhalten waren. Dieser aussergewöhnliche Fund bestätigt unsere Beobachtungen perfekt: Es handelt sich um die Beschläge eines frühneuzeitlichen Schmuckgürtels, der zur Frauentracht gehörte und aus mehrere Metallteilen bestand, die durch eine schmale Lederborte miteinander verbunden waren. Charakteristisch an diesem Gürtel ist sein Knebelverschluss, der mit einem Scharnier am Gürtel befestigt war. Das heisst, der Gürtel war in seiner Länge nicht verstellbar. Hinzu kam ein seitlich getragener, ebenfalls mit Beschlägen am Leder befestigter Ring, an dem man Utensilien wie Schlüssel, Essbesteck oder eine Tasche einhängen konnte. Der Lübecker Gürtel war zudem auf der ganzen Länge mit rosettenförmigen Zierblechen bedeckt, von denen bei der Auffindung aber nur noch einer erhalten war.

Bei genauer Betrachtung zeigt sich, dass das Grelinger Ensemble schon eine lange Geschichte hinter



sich hatte, bevor es aus unbekanntem Gründen in den Boden kam. Kaum ein Beschlag gleicht dem anderen. Mehrere weisen Anzeichen von Abnutzung und Reparaturen auf. Ungewöhnlich ist die Schnalle, die bei solchen Gürteln in der Regel nicht vorkommt, hier aber vielleicht als Ersatz für ein verloren gegangenes Element diente. Der Beschlag oben rechts hat ein durchbrochenes Mittelfeld, eingepunzte Linien und Kreisbögen sowie Schlifflinien. Zu ihm passt eine deckungsgleiche, geschlossene Beschlagunterseite. Die beiden dürften zusammen gehören und das Schanier zum nicht überlieferten Knebelbeschlag gehalten haben, dem Gegenstück zum Beschlag unten rechts. Die restlichen verzierten Teile zeigen leicht erhabene pflanzliche Rankenmotive auf punktiertem Hintergrund, wobei sich die Dekors im Detail deutlich unterscheiden.

Die Geschichte, die hinter dem Grellinger Beschlag-Ensemble steckt, kennen wir nicht. Mangels genauer Fundumstände ist auch ungewiss, ob ursprünglich

noch weitere Teile – vergleichbar den rosettenförmigen Zierbeschlägen des Lübecker Gürtels – dazu gehörten. Die interessanten Teile sind in der Ausstellung «Dorfgeschichte Grellingen» zu sehen.

Bericht: Reto Marti, mit herzlichem Dank an Jörg Harder, Lübeck.

Schnallenlose Prunkgürtel sind auch auf zeitgenössischer Portraitalerei zu finden (Beispiel Lorenz Strauch, Nürnberg 1587).





Konservierungslabor

Mit Hilfe des Betriebspersonal des – wegen Umbau geschlossenen – Museum.BL und eines Zivildienstleistenden wurde im Berichtsjahr die Bestandes- und Zustandsaufnahme der archäologischen Sammlung in Angriff genommen. Sämtliche Fundkisten wurden erfasst und der Verpackungszustand der Funde schriftlich festgehalten. Aktuell werden in 2'186 Kunststoffbehältern Tausende archäologischer Bodenfunde aus Metall, Keramik, Knochen und Glas gelagert. Nachdem eine erste Phase nun abgeschlossen ist, wird es in einer zweiten Phase im Jahr 2011 um das sachgerechte Umpacken vor allem der heiklen Metallfunde gehen.

Rund 500 Einzelfunde aus der Grabung Pratteln-Kästeli (s. Jahresbericht 2009) wurden restauratorisch behandelt und die Massnahmen in unserer Datenbank dokumentiert. 350 Objekte sind mittlerweile fertig restauriert. Ausserdem kam das Team zweimal zu einem «Feldeinsatz». Auf einer der grössten Baustellen des Kantons bei der «Hülftenschanze» kam das Fragment eines Mammutzahns zum Vorschein. In einem Einsatz in Liestal-Gerberstrasse 27 galt es, die Reste eines Holzfasses zu festigen und zu bergen.

Im historischen Museum Olten und im Dorfmuseum Sissach sind zurzeit Funde der Archäologie Baselland ausgestellt. Diese Objekte mussten für die Ausleihe vorbereitet werden. Die Uni Basel veranstaltete zum 550-Jahre-Jubiläum in Liestal und Basel je einen Wissensmarkt. An beiden Orten war die Archäologie Baselland mit einem Stand vertreten. Auch der Tisch der Restauratoren stiess dabei auf grosses Interesse (s. «Auswertung und Vermittlung»).

Roland Leuenberger

<

Die Röntgenanlage des
Konservierungslabors
(Röhre Typ Eresco
200/8).



Massenhaft geröntgt:
Das Dossier der
letztjährigen
Grossgrabung im
römischen Gutshof von
Pratteln, Kästeli.

Das Team mit Durchblick – massenhaft und im Speziellen

Eine Spezialität des Konservierungslabors der kantonalen Fachstelle Archäologie und Museum ist eine Industrie-Röntgenanlage, die seit 1983 in Betrieb ist. Die Anlage der Marke Eresco 200/8 von Richard Seifert und Co. wird zur Materialprüfung eingesetzt und ist von ihrer Spannungsleistung in erster Linie für Metalle geeignet.

Die Röntgenstrahlung wird im elektromagnetischen Spektrum zwischen ultraviolettem Licht und der Gammastrahlung eingereiht und kann Materie durchdringen. Die Gammastrahlung wird ebenfalls in der Materialprüfung eingesetzt, doch entsteht diese elektromagnetische Strahlung beim Zerfall der Atomkerne vieler natürlich vorkommender oder künstlich erzeugter radioaktiver Nuklide. Gerade mobile Materialprüfungseinrichtungen werden mit Isotopen als Röntgenquelle betrieben. Die Über-

gangsbereiche zwischen Röntgen- und Gammastrahlen sind fließend und daher schwierig zu definieren.

Die hauseigene Anlage ist eine Röntgenröhre. In dieser werden Elektronen einer Glühwendel (der

Griff einer römischen Platte, teilweise freigelegt, auf dem Röntgenfilm liegend, bereit zum Röntgen.



Nägel unterschiedlicher
Erhaltung. Links ist nur
eine Nagel-«Hülle»
mit der durch das
Schmieden verdichteten
Oberfläche zu sehen.

Kathode) beschleunigt, die in unserem Fall auf eine Wolframanode auftreffen, was zweierlei Vorgänge auslöst. Zum einen werden die Elektronen durch den Aufprall stark abgebremst, wobei die sogenannte Bremsstrahlung entsteht. Zum anderen werden durch Stöße Elektronen aus den Schalen

der Metallatome geworfen. Der hochenergetische Übergang der nachrückenden Elektronen erzeugt die eigentliche charakteristische Röntgenstrahlung.

Um den Durchblick festzuhalten, wird ein bildgebendes Material – sprich: Film – eingesetzt. Man



redet hier von einem radiographischen Verfahren. Das zu untersuchende Objekt wird in einer Richtung durchstrahlt, worauf die je nach Masse des Materials abgeschwächten Strahlen auf den Röntgenfilm auftreffen und diesen mehr oder weniger stark «belichten». Im medizinischen und industriellen Bereich ist die Radiographie inzwischen digital.

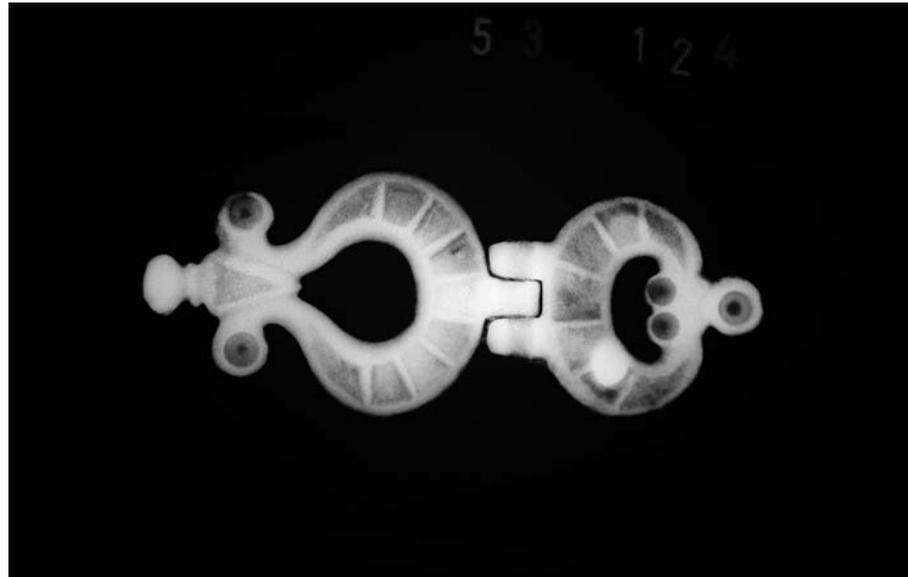
Der Vorgang bei der Radiographie ist ähnlich wie bei der Silberfotografie. Einziger Unterschied ist bei letzterer ein beidseitig beschichteter Film mit zusätzlichen Verstärkerfolien. Beim Auftreffen auf das zu röntgende Material werden die Strahlen je nach Dicke und Eigenschaft des Materials absorbiert. Die ankommenden Strahlen treffen auf

die mit einer speziellen Emulsion – so genannten Silberhalogenidkristallen – beschichtete Filmoberfläche auf, wobei sich die Silberionen in winzige Silberatome umwandeln. Letztere bilden nun das latente (verborgene) Bild. Beim Entwicklungsvorgang werden weitere Ionen zu Silberatomen

Eine römische Riemenöse mit Emailleinlagen. Das Scharnier wurde erst nach dem Röntgen erkannt.

<

Der Mond? Nein, ein Löffel aus Eisen, an einigen Stellen bereits durchkorrodiert.



Ein Lunker in einem
Bronzeband, entstanden
durch zu schnelles
und ungleichmässiges
Abkühlen nach dem
Guss.

reduziert. Das Fixierungsbad schliesslich löst die unbelichteten Silberhalogenidkristalle heraus und schliesst somit den bildgebenden Vorgang ab. Auf dem Schwarz-Weiss-Röntgenbild erscheinen die dichten Materialstellen hell, diejenigen mit geringer Dichte dunkel.

In der Diagnostik liefert ein Röntgenbild wichtige Informationen. In der Fundkonservierung ergibt sich dank ihm die Möglichkeit, archäologische Metallfunde beispielsweise noch im ungereinigten Zustand genauer anzuschauen. Neben Hinweisen auf die Frage, was sich unter dem Rost überhaupt verbirgt, gibt das Röntgenbild Aufschluss über die Herstellungsart, mögliche Verzierungen und den Erhaltungszustand eines Fundes. Die massstabgetreue Wiedergabe des Objektes auf dem Röntgenbild ist ausserdem ein gutes Dokumentationsmittel und kann auch als Vorlage für Zeichnungen dienen.

Archäologische Metallfunde haben meistens eine korrodierte Oberfläche. Gerade ein Eisenartefakt kann durch eine voluminöse Korrosionsbildung in seiner Form unkenntlich werden und die Identifikation von blossen Auge erschweren. Hier kommt das Röntgenbild zu Hilfe, auf dem sich die Konturen des Fundgegenstandes in Form feiner Linien – die durch das Schmieden verdichtete ursprüngliche Oberfläche – unter der Korrosion abzeichnen können.



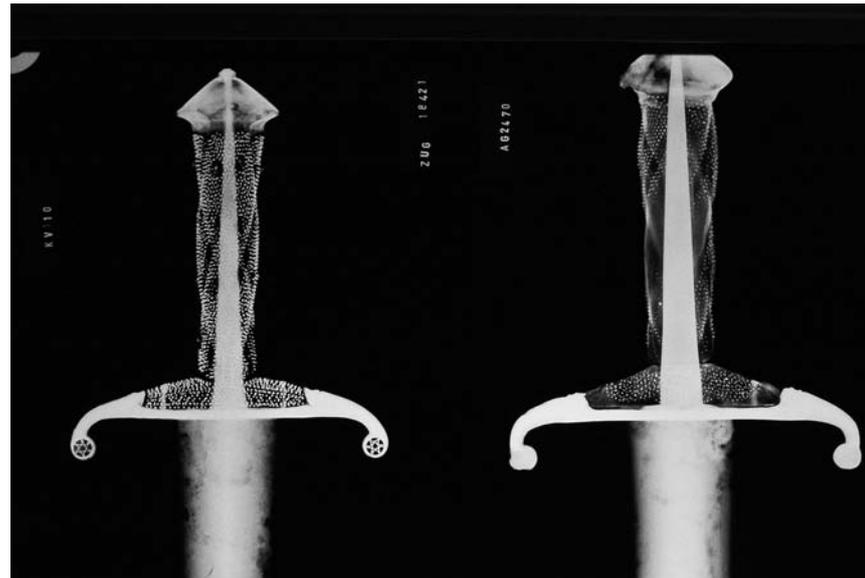
Gegossene und geschmiedete Artefakte zeigen sich im Röntgenbild unterschiedlich. Bei Gussobjekten können Lunker (Hohlräume), Luftblasen und Einschlüsse zu sehen sein. Bei geschmiedeten Objekten sind strähnige Strukturen charakteristisch, die durch das Zusammenfügen verschiedener Eisenlagen entstanden sind.

Im Berichtsjahr hat das Konservierungslabor für die Grabung Pratteln-Kästeli (s. Jahresbericht 2009) über 1000 Metallfunde geröntgt – mit einigen interessanten Durchblicken, wie die Beispiele zeigen! Das Konservierungslabor bietet auch anderen Institutionen die Möglichkeit, ihre Objekte entweder selber zu röntgen oder durch die SpezialistInnen des Labors röntgen zu lassen. Die Sicherheitsbestimmung für das Arbeiten mit ionisierender Strahlung bedingt eine Ausbildung in Form eines Strahlenschutzkurses bei der SUVA. Kontrolliert wird eine

mögliche Strahlenbelastung mit einem am Körper getragenen Dosimeter, der monatlich eingeschickt wird. Die ganze Anlage wurde von der SUVA zertifiziert.

Bericht: Nicole Gebhard

Externer Auftrag:
Vergleich zweier mit
feinen Ziernägeln
gespickter, neuzeitlicher
Schwertgriffe.





Archäologische Stätten

Auch 2010 stand die Sanierung von Burgruinen im Vordergrund. Das grösste Projekt war die letzte Etappe der 2008 begonnenen Sicherungsarbeiten auf der Homburg, die Ende Oktober plangemäss abgeschlossen wurden. Nach drei Jahren Bauzeit ist die Ruine nun wieder frei zugänglich. Durch den Einbau einer neuen Treppe im Wohnturm sowie durch die Aufstellung von Grillstellen und eines neuen Informationssystems ist die Burg wieder zu einem attraktiven Ausflugsort geworden.

Eine weitere grosse Burgensanierung ist für die kommenden Jahre geplant: In seiner Sitzung vom 28. Oktober 2010 hat der Landrat den Kredit für die Sanierung der Ruine Pfeffingen genehmigt. Wir sind zuversichtlich, dass nun bald mit der auf sechs Jahre veranschlagten Sanierung begonnen werden kann. Auf Rifenstein führte die Gemeinde Reigoldswil die von der Archäologie Baselland konzipierten und begleiteten Sanierungsarbeiten durch. Ausserdem wurden Reparatur- und Unterhaltsarbeiten auf Neuschauenburg und auf Gutenfels bei Bubendorf betreut. Und schliesslich wurden der Gemeinde Waldenburg Möglichkeiten für eine Reparatur vorgestellt, nachdem auf der Waldenburg ein Teilstück der südlichen Umfassungsmauer eingestürzt war.

Bereits seit mehreren Jahren wird die so genannte «Ziegelscheune» bei Laufen umgebaut. Zum Teil mit Geldern des Swisslos-Fonds des Kantons Basel-Landschaft und in Zusammenarbeit mit der Archäologie Baselland wird nun einer der beiden erhaltenen Ziegelöfen für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Michael Schmaedecke

<
 Nach drei Jahren
 Bauzeit ist die
 Sicherung der
 Homburg plangemäss
 abgeschlossen.
 Augenfälliges
 Merkmal der aktuellen
 Sanierung sind die
 «spinnenartigen»
 Metallanker zur
 Stabilisierung des
 Mauerwerks am
 Wohnturm.

Läufelfingen,
Homburg, Oktober
2010. Die frisch
restaurierte Anlage
im herbstlichen Kleid
(Kantonsarchäologie
Zürich).



Läufelfingen, Homburg: Abschluss der Sanierung

Nach der Winterpause, die zur Aufarbeitung der Dokumentation der vorangegangenen Etappen sowie der Zusammenstellung erster Ergebnisse zur Baugeschichte genutzt wurde, setzten die Bauarbeiten Mitte Mai wieder ein. Zunächst ging es darum, die Arbeiten im Wohnturm zu beenden. Nachdem im vergangenen Jahr alle grösseren Sanierungsschritte wie das Schliessen der Ausbrüche, das Auftragen eines neuen Bodenüberzugs auf der Aussichtsplattform, die Montage von Mauerankern und das Verputzen einzelner Partien abgeschlossen wurden, standen 2010 noch zahlreiche Restarbeiten an. Sehr aufwändig war insbesondere das Schliessen unterschiedlich grosser Risse in den Verputzen.

Weil die vorhandenen originalen und die in den 1930er bis 1960er Jahren aufgetragenen Verputze sehr unterschiedliche bauphysikalische Eigenschaften besitzen, musste mit unterschiedlichen, den

jeweiligen Situationen angepassten Methoden und auch mit unterschiedlichen Materialien gearbeitet werden. Im Innern des Wohnturms waren originale Putzreste zu festigen, wobei die Archäologie Basel-land auf die Beratung von Restaurator Stefan Buess, Gelterkinden, zählen konnte. An mehreren Stellen,

Uwe Stern von der Firma Erne trägt an der Aussenseite der nördlichen Umfassungsmauer einen neuen Verputz auf.



Der Bauingenieur Peter Högl überwacht den Aufbau der von ihm konstruierten neuen Treppe im Wohnturm.

so beispielsweise an den originalen Balkenlöchern oder bei den neu installierten Mauerankern, wurden Vorrichtungen angebracht, die das Eindringen von Regenwasser verhindern. Mörtelsiegel sollen im Bereich von Rissen etwaige Veränderungen zu erkennen geben.

Zum Abschluss der Arbeiten am Wohnturm wurde wenige Tage vor der offiziellen Eröffnung die neue Treppe vom Erdgeschoss in das erste Obergeschoss fertig gestellt, von wo aus man die Aussichtsplattform auf der Mauerkrone erreicht. Die neue, leicht und transparent wirkende Treppe aus Metall war nötig geworden, da die in den 1960er Jahren erstellte Holztreppe an der Nordostseite des Turminnern bei Nässe sehr glitschig war und nicht mehr den Sicherheitsvorschriften entsprach. Die Treppe wurde neu an der Nordwestseite, annähernd an der Stelle der ursprünglichen Treppe errichtet, so dass der Raumeindruck nun an die mittelalterliche Situation erinnert.

Parallel zu den Arbeiten am Wohnturm begann man mit den Reparaturen am Bollwerk beim Läuferfinger Tor im Osten. Hier mussten die Mauerkrone repariert und mehrere Ausbrüche an den Aussenseiten geschlossen werden. Ein Grund für die Schäden im



unteren Bereich des oben offenen Baus war dessen undichter Boden im Erdgeschoss, durch den das Regenwasser drang. Um ihn abzudichten, wurde der schadhafte, aus den 1930er Jahren stammende Mörtelboden repariert und darüber eine Drainage aus Kies und als Oberfläche eine Mergelschicht eingebracht. Durch die Mergelschicht dringendes Wasser wird nun in der Drainage gesammelt und durch einen an der Ostseite des Baus angelegten Abfluss in den östlichen Vorhof abgeleitet. Von dort fließt es in einer Rinne durch die Umfassungsmauer nach aussen.

Zu Beginn der Etappe war noch nicht sicher, ob der Kredit ausreicht, die Schäden an der nördlichen Umfassungsmauer zu beheben. Da die Arbeiten an den anderen Bauteilen aber nicht so aufwändig wie angenommen waren, konnten Anfang August die Sicherungsarbeiten an der Nordmauer beginnen.

Während im westlichen Bereich die Mauerkrone so stark beschädigt war, dass sie ersetzt werden musste, konnte man sich im mittleren und östlichen Bereich mit Reparaturen der Krone begnügen. An einzelnen Stellen mussten durch Frost gesprengte Steine ersetzt werden. Sowohl an der Innen- als auch der

Im Bollwerk wird der neue Boden eingebracht.



Marc Zumpe von der Firma Erne mauert die Krone der nördlichen Umfassungsmauer neu auf.

Aussenseite war in Teilbereichen der Verputz zu ergänzen. An der Innenseite handelte es sich um moderne Verputze, an der Aussenseite hingegen waren noch grosse Flächen des originalen Verputzes erhalten, die gesichert werden mussten. Auch hier gab Restaurator Stefan Buess Tipps für das Vorgehen.

Wenn der Arbeitsablauf es erlaubte und freie Personalkapazitäten vorhanden waren, wurden die kürzeren Mauerzüge in der Unterburg restauriert. Zumeist mussten die Kronen gesichert, in einigen Bereichen diese auch mit neuen Überzügen versehen werden. In einigen Fällen brachte man hinter den Mauern aufwändige Drainagen ein, um die Bauteile trocken zu halten. Bereits vor Beginn und auch während der Arbeiten wurden freigelegte oder durch die Gerüste zugänglich gewordene Ruinenteile zeichnerisch und fotografisch dokumentiert.

In Zusammenarbeit mit der Firma Oekoskop, Basel, wurden durch den Bauvorgang bedingte Eingriffe



>
In einer Fensternische an der Nordseite des Wohnturms angebrachter Nistkasten für einen Turmfalke.

in das Ökosystem kompensiert. Der vorgängig geborgene und während der Arbeiten sorgsam aufbewahrte Mauerbewuchs wurde wieder ausgebracht. Wo der Bewuchs in anderen Bereichen unter den Bauarbeiten gelitten hatte, wurden auf die jeweilige Situation abgestimmte Pflanzen neu eingesät. In

geeigneten Bereichen legte man Flächen mit Trockenrasen an. Mit dem Bau von Rückzugsmöglichkeiten für Mauereidechsen in neu erstelltem Mauerwerk und mit einem in einer Fensternische des Wohnturms angebrachten Nistkasten für Turmfalcken wurden neue Lebensräume für Tiere geschaffen.

Claudia Spiess und Michael Prohaska überarbeiten die Dokumentation vor der Baubaracke.



Die Mitarbeiter der Archäologie Baselland Alessandro Mastrovincenzo, Mustafa Uslu und Marc Vine (vlnr) bauen eine neue Grillstelle auf.

Damit erfuhre das gesamte Burgareal eine ökologische Aufwertung.

Um die Burgruine für die Besucherinnen und Besucher attraktiv zu machen, wurden drei neue Grillstellen eingerichtet und Informationstafeln sowohl an den beiden Eingängen als auch an wichtigen

Bauten aufgestellt, auf denen ausführliche Angaben zur Geschichte der Burg sowie zur Funktion der Gebäude zu finden sind.

Obgleich bei derartigen Arbeiten nicht wie bei Neubauten genau vorauszusehen ist, welcher Aufwand tatsächlich erforderlich ist, und der Finanzbedarf schwer abzuschätzen ist, hat die veranschlagte Summe von knapp 2,9 Millionen Franken ausgereicht, um alle vorgesehenen Arbeiten wie geplant durchzuführen. Das Bundesamt für Kultur hat die Sanierung mit einem Zuschuss von 640'000 Franken sowie dem Einsatz von zwei Bundesexperten, welche die Projektleitung fachlich beraten haben, unterstützt.

Zum Abschluss des Sanierungsprojektes ist allen zu danken, die an den Arbeiten beteiligt waren. Eine Aufzählung der beteiligten Personen erfolgte im letzten Jahresbericht. Hier seien deshalb lediglich



noch einmal die Hauptbeteiligten aufgeführt. Es sind dies die Mitarbeiter der Baufirmen Sekinger AG und Erne AG und insbesondere Albert von Rüti und Bajram Fejza, die als Verantwortliche wesentlich zum guten Gelingen der Arbeiten beigetragen haben. Der Burgenfachmann Dr. Lukas Högl, dipl. Arch. ETH hat mit seinem Fachwissen zunächst als Bundesexperte, später als freier Berater die Bauleitung unterstützt und war ihr eine wertvolle Hilfe. Durch seine langjährige Erfahrung bei Burgensanierungen sowie seine Kenntnisse derartiger Projekte in der gesamten Schweiz und im Ausland war zudem gewährleistet, dass die Qualität der Arbeiten auf der Homburg dem gegenwärtigen Standard entspricht.

Nachdem die Bauarbeiten Ende Oktober abgeschlossen worden waren, wurde die sanierte Ruine am 5. November 2010 durch den Vorsteher der Bildungs-, Kultur- und Sportdirektion, Regierungsrat

Urs Wüthrich-Pelloli, feierlich eröffnet und dem Publikum übergeben.

Projektleitung und Bericht: Michael Schmaedecke
Stellvertretende Projektleitung: Claudia Spiess
Januar bis Oktober 2010

**Läufelfinger
Schulkinder stürmen
am 5. November die
von Regierungsrat Urs
Wüthrich eröffnete
Homburg.**





Reigoldswil, Rifenstein.
Die frisch sanierte
Ruine im Herbstwald
(Kantonsarchäologie
Zürich).

Vorzustand: die Südmauer der westlichen Vorburg mit starkem Efeubewuchs.

Dies ist der sonnenexponierten Lage zu verdanken, die bewirkt, dass in das Mauerwerk eingedrungenes Regenwasser schnell abtrocknet. Dennoch waren an zahlreichen Mauern Schäden zu verzeichnen, wie herausgebrochener Fugenmörtel, Frostabplatzungen an Steinen oder schadhafte Kronenabdeckungen.

An einigen Mauerkronen waren die Steine so stark gelockert, dass nicht nur der Bestand gefährdet war, sondern auch befürchtet werden musste, dass Besucherinnen und Besucher zu Schaden kommen.

Das von der Archäologie Baselland 2003 erarbeitete Sanierungskonzept hatte die Konservierung des Bestandes zum Ziel. Es sollten lediglich die schadhafte Bereiche repariert werden. Einzelne Mauerkronen mussten jedoch vollständig ersetzt werden. Auch wenn die geplante Sanierung nur das Nötigste vorsah und die Archäologie einen Beitrag zugesichert hatte, überstiegen die Kosten die Möglichkeiten der Gemeinde.

Dank dem engagierten Einsatz des Gemeindepräsidenten Werner Schweizer und der Gemeinderäte Daniel Steffen und später Daniel Tschopp wurde das Projekt jedoch weiterverfolgt. Zur Finanzierung veranstaltete die Gemeinde 2009 ein grosses





links:

Das benötigte Wasser wird mit dem Helikopter in Containern auf die Burg geflogen.

rechts:

Mit Lasertachymeter und Computer: Sandra Braschler, Mitarbeiterin der Archäologie Baselland, beim Vermessen der Mauern.

Die eingerüstete
Südmauer der
westlichen Vorkurg.

Ruinenfest. Mit den dabei erzielten Einnahmen, privaten Spenden sowie einem nicht unerheblichen Beitrag aus dem Swisslos-Fonds des Kantons Basel-Landschaft war es 2010 schliesslich möglich, die Sanierung in Angriff zu nehmen. Für die technische Bauleitung konnte mit Jakob Obrecht, dipl.

Ing. ETH, ein erfahrener Fachmann für Ruinensanierungen gewonnen werden. Die organisatorische und kaufmännische Bauleitung hatte der Architekt Werner Schweizer. Die Maurerarbeiten wurden der Freien Bauhütte, einem Zusammenschluss mehrerer Fachhandwerker übertragen. Vor Ort haben Titus Heitzelmann und Michele Cordasco mit Emmanuel Weber, Jean-Luc Aeby und anderen gearbeitet und dabei das von der Archäologie Baselland entwickelte Projekt umgesetzt und entsprechend den während den Arbeiten festgestellten Erfordernissen ergänzt.

Vor Beginn der Bauarbeiten hat das Grabungsteam der Archäologie Baselland eine Grunddokumentation in Form von entzerrten und massgerechten Fotografien angefertigt. Sie diente den Bauhandwerkern als Grundlage für eine detaillierte Dokumentation des Bestandes und der durchgeführten Arbeiten.



Als erster Schritt musste in vielen Bereichen der Bewuchs entfernt werden. Anschliessend wurden die beschädigten, losen Steine ausgebaut und neu versetzt oder ersetzt. Da die in der Burg verbauten und in der Umgebung anstehenden Haupttrogensteine nicht frostfest sind, wurden für den Neuaufbau Liesberger Steine aus dem Laufental verwendet. Diese Kalksteine sind frostfest und in ihrer Erscheinung dem Haupttrogenstein ähnlich. Die Steine wurden von den Maurern im Steinbruch selbst ausgelesen, wobei sie darauf achteten, dass diese in Aussehen und Struktur sowohl einheitlich waren als auch den vorhandenen Steinen entsprachen. Die neuen Steine lassen sich bei genauem Hinsehen jedoch immer noch so gut vom originalen Bestand unterscheiden, dass sie – getreu denkmalpflegerischen Grundsätzen – als nachträgliche Zutaten erkennbar sind. Als Mörtel wurde eine Kalkmörtel-Fertigmischung verwendet, die bei Bündner Burgenanierungen entwickelt wurde und sich dort bereits mehrfach bewährt hat.

Wegen der schwer zugänglichen Lage auf einer Felspitze mussten das gesamte Baumaterial – rund neun Tonnen Steine, 3'440 Kilogramm Mörtel und 8'000 Liter Wasser – sowie alles Werkzeug und die Gerüste mit einem Helikopter auf die Burg transportiert werden.

An den steilen Mauerabbrüchen kann nur mit Sicherheitsausrüstung gearbeitet werden.



Auf einer neu
aufgebauten Mauer-
krone wird der wieder
aufgebrachte Bewuchs
gewässert.

Da Burgruinen immer auch besondere Lebensräume für Pflanzen und Tiere sind und Rifenstein zudem in einem Naturschutzgebiet liegt, enthielt das Sanierungsprojekt ein ökologisches Begleitprogramm. Vor Beginn der Bauarbeiten erfasste die Firma Oekoskop den Bestand an Pflanzen und Tieren.

Bei den Pflanzen wurden zahlreiche schutzwürdige «Fels- und Trockenwiesenspezialisten» festgestellt. Die weiteren Untersuchungen zeigten, dass es sich um ein besonders wertvolles Reptiliengebiet handelt, in dem gefährdete (Mauereidechse, Zauneidechse, Ringelnatter) und vom Aussterben bedrohte Arten (Schlingnatter, Viper) leben oder vermutet werden. Auch eine breit gestreute Schneckenpopulation galt es zu erhalten.

Zum Schutz des ökologisch wertvollen Bestandes legte man Bauplatzinstallationen und Materiallager so an, dass möglichst keine erhaltenswerte Vegetation beeinträchtigt wurde. Besonders schützenswerte Bereiche blieben bei den Arbeiten ganz ausgespart. Um Kleinlebewesen zu schützen, wurden die Mauerflächen möglichst schonend gereinigt. Der Hochdruckreiniger kam nur lokal begrenzt zum Einsatz und auf Chemikalien wurde verzichtet. Bei der Reparatur und dem Neuaufbau von Mauerpartien wurde darauf geachtet, Mauerfugen möglichst offen



zu lassen, da sie zahlreichen Tieren Rückzugsmöglichkeiten bieten. Wo es sich anbot, schuf man im neu aufgebauten Mauerwerk zusätzliche Unterschlupfmöglichkeiten für Eidechsen. Der Bewuchs der Mauerkronen wurde vor den Arbeiten abgetragen und anschliessend wieder aufgebracht.

Zum Abschluss der fünf Wochen dauernden Arbeiten wurden zwei neue Feuerstellen eingerichtet und die bereits vorhandene Informationstafel der Archäologie Baselland neu positioniert. Damit ist die Ruine Rifenstein wieder ein sicheres und einladendes Ausflugsziel.

Die Sanierung von Rifenstein hat auf eindruckliche Weise gezeigt, wie es trotz leerer Kassen möglich ist, wichtige historische Monumente zu erhalten. Hierzu gehört, dass man sich des Wertes solcher Objekte als Kulturdenkmale, aber auch zur Identitätsstiftung für die Bevölkerung bewusst ist. Mit der Erhaltung solcher historischer Stätten bietet man auch

Lebensqualität und erhöht damit die Attraktivität einer Gemeinde.

Bericht, Projektleitung ABL: Michael Schmaedecke
Leitung Dokumentation: Jan von Wartburg
Mai bis Juni 2010

Die neue Infotafel der Archäologie Baselland stellt die Anlage vor.





Dokumentation und Archiv

Eine der wichtigsten Aufgaben der Archäologie Baselland ist die Sicherung und Aufbewahrung aller nur erdenklichen Unterlagen zu den Ausgrabungen im Kantonsgebiet. Denn Ausgraben bedeutet in den meisten Fällen unwiederbringlich Zerstören: Die meisten Fundstellen müssen Bauten weichen, und was nicht notiert, gezeichnet, vermessen und fotografiert wurde, kann im Nachhinein nicht mehr rekonstruiert werden. Nun ist Papier zwar geduldig, aber nicht unvergänglich. Unsere teilweise fast 100-jährigen Dokumentationen haben nun langsam die äusserste Grenze ihrer Lebenszeit erreicht.

Für die künftige Erforschung der Ur- und Frühgeschichte des Baselbiets ist es deshalb unerlässlich, den Akten zumindest bis zu ihrer Digitalisierung die bestmöglichen Erhaltungsbedingungen zu bieten. Dass man dabei trotz Vorsichtsmassnahmen und Vorkehrungen nie gänzlich vor Risiken gefeit ist, wissen wir nicht erst seit dem März 2009, als in Köln wegen des U-Bahn-Baus das äusserst bedeutsame Stadtarchiv förmlich im Boden versank. Auch uns ereilte im Berichtsjahr das Schicksal – wenn auch glücklicherweise mit deutlich geringerer Schadensfolge: Im Juni setzte ein Rohrbruch den speziell für die Aufbewahrung der Dias und Negative eingerichteten Fotoarchivraum unter Wasser.

Auf der erfreulichen Seite konnten wir letztes Jahr wiederum grosse Fortschritte in der Digitalisierung des Papierarchivs erzielen. Seit Beginn der Arbeiten im März 2009 sind bereits die alten Grabungsakten von rund 39 der insgesamt 86 Gemeinden eingescannt; etwa 160'000 Dateien wurden generiert, die einen Speicherplatz von 560 Gigabyte belegen.

Andreas Fischer

<

Barbara Rebmann
und Praktikantin
Noëmi Elmiger
sichten Archivalien
zu Grabungen der
1960/70er Jahre auf
Pfeffingen-Schalberg.
Die Dokumente kamen
2010 im Rahmen
einer Erbschaft in
die Bestände der
Archäologie Baselland.

Checkliste Endkontrolle

z.B.

✓ Hb. 02.11.2010

Zeichnungen (.dwg's und Ausdrücke)

- Kontrolle Gesamtplan: Sind alle Inv.Nr. als Blöcke eingefügt? (wird für GIS-Plan benötigt. Layer in den Ansichtsfenstern frieren.)
- Sind alle Profile in den Gesamtplan eingefügt? (auch von Hand gezeichnete, nicht eingemessene Profile)
- Kontrollieren ob keine Punkte einer 3D-Polylinie auf die Höhe 0 (null) herunterziehen. (auf Seitenansicht schalten)
- ist ein Gesamtplan vorhanden?
- ist ein Übersichtsplan vorhanden? (Msb.1:500)
- Ist ein Situationsplan vorhanden? (mit _TG---_D, Msb.1:5'000 / 1:10'000)
- ist ein Profiplan vorhanden?
- Je nach Grabung einen Epochen-Plan erstellen. (Siehe Vorlage Gesamtplan: Gesamtplan.dwt)
- Ist der Zeichnungskopf korrekt und vollständig ausgefüllt? zB. Endabtrag?
- Ist der Nordpfeil vorhanden?
- Sind die Achsen / Koordinaten korrekt?
- Auf allen Zeichnungen mit Deckblättern muss die Deckblattreihenfolge aufgelistet sein. (Dies hilft später auch beim ausfüllen der Zeichnungsliste = Kopieren/Einfügen)
 Z.Nr.0001_1 = Fotoentzerrung
 Z.Nr.0001_2 = Handzeichnung
 Z.Nr.0001_3 = Beschrieb usw.
- Ist die Beschreibung vorhanden?
- Sind die Höhen korrekt? (mit vorhergehendem Abtrag vergleichen)
- Sind alle Mauer-Nummern auf den Zeichnungen eingetragen? (Bei den Abträgen und Profilen, in welchen die Mauer dokumentiert wurde)
- Sind alle FK-Nummern auf den Zeichnungen eingetragen? (mit Imdas Recherche, Abträge/ Profile. Vergleichen mit Zeichnung)
- Sind alle Profile auf den Zeichnungen eingetragen?

Endkontrolle ist
Pflicht! Auszug
aus der mehrere
Seiten umfassenden
Checkliste.

Von der Grabung ins Archiv: die Endkontrolle archäologischer Dokumentationen

Mit dem Abbau der Grabungszelte und dem Aufräumen der Werkzeuge, Baumaschinen und Fundkisten enden die Arbeiten im Feld – und sie beginnen im Büro: Es gilt, die schriftliche Dokumentation aufzuarbeiten und auf Fehler hin zu überprüfen. Diese sowohl in digitaler wie auch in papierener Form vorhandene Dokumentation ist sehr wichtig, weil sie für die Nachwelt das festhält, was im Feld unwiederbringlich zerstört wurde.

Die Endkontrolle und die archivgerechte Aufarbeitung der Grabungsdokumentation ist wohl nicht die spektakulärste Arbeit in der Archäologie, aber eine sehr wichtige. Alle Dokumentationen werden vor der Abgabe ins Grabungsarchiv auf folgende zentralen Punkte hin überprüft:

- Grundlegende Fehlerüberprüfung. – Beispiele: Gibt es formale Fehler? Gibt es logische Fehler?
- Integrität der Daten. – Beispiele: Sind die Daten in einem lesbaren und archivgerechten Format abgespeichert/ausgedruckt? Sind sie vor unerlaubtem Zugriff/unerlaubter Veränderung geschützt?

- Vollständigkeit der Daten. – Beispiele: Gibt es Lücken in der Dokumentation? Stimmen die digitale und die papierene Dokumentation überein?

Im Idealfall findet die Endkontrolle direkt nach Abschluss der Feldarbeiten statt. In der Praxis je-

Der Abbau der Infrastruktur bei Grabungsende markiert den Beginn der Dokumentationsaufarbeitung im Büro.



Auch die Büroarbeit
gehört zur Ausgrabung:
Sarah Hänggi ...

doch folgt auf das Ende einer Ausgrabung oft gleich die nächste. Die Dokumentationen können so erst zu einem späteren Zeitpunkt kontrolliert werden, wenn die Erinnerung an die Grabung häufig nicht mehr so frisch ist und somit Problemfälle weniger leicht zu lösen sind.

Im Zuge der Endkontrolle wird jede Datei und jedes Papierdokument unter die Lupe genommen: Fehler werden in den betreffenden Dokumenten beseitigt und die fehlerfreien Versionen auf dem Computer gespeichert und als Papierdokument neu ausgedruckt. Fehlt eine der beiden Versionen, muss sie ergänzt werden, beispielsweise durch das Scannen von nur auf Papier vorhandenen Dokumenten.



Unter den Begriff «Dokumentationsaufarbeitung» fallen auch Zeichnungen und Pläne, die erst nach Beendigung der Feldarbeiten erstellt werden können: Übersichts- und Situationspläne der Grabung, aber auch so genannte Gesamtpläne, auf denen alle Befunde einer Untersuchung eingezeichnet werden. Falls immer möglich werden diese Arbeiten

durch Personen erledigt, die selbst auf der Ausgrabung tätig waren. Die Kontrolle der archäologischen Kommentare zu den ausgegrabenen Befunden und Funden übernimmt die Grabungsleiterin bzw. der Grabungsleiter. Zusätzlich wird die Dokumentation aber auch von einer neutralen, nicht beteiligten Person geprüft. Sie entdeckt manchmal Fehler und Unklarheiten, die den involvierten Mitarbeitenden aufgrund ihres «Insiderwissens» zur Grabung nicht aufgefallen wären.

Aufgrund der Komplexität der Endkontrolle wird mit Checklisten gearbeitet. Nach der Abarbeitung aller Punkte wird die Papierdokumentation ins Grabungsarchiv der Archäologie Baselland eingliedert. Die identische digitale Version wird – unter

Berücksichtigung der gängigen Archivstandards wie PDF/A – auf ein Archivlaufwerk verschoben, wo die Daten vor unerlaubter Veränderung geschützt sind und regelmässige Backups stattfinden.

Bericht: Jan von Wartburg

... und Susanne
Afflerbach bei der
Endkontrolle der
Dokumentation.



Ausbau im Archäologie-Archiv

Die aufgestockten
Ordner-Regale im
archäologischen
Fundstellenarchiv.

Wie den Jahresberichten unschwer zu entnehmen ist, wurden in den letzten Jahren unablässig Grabungen und Bauuntersuchungen durchgeführt. Dabei entstanden jeweils auch mehr oder weniger umfangreiche Dokumentationen in Papierform. Diese füllten die vor wenigen Jahren eingebauten und

damals grosszügig für die Zukunft bemessenen 22 Laufmeter Ordnerregale innert kürzester Zeit auf.

Speziell Grossgrabungen wie im Bereich der römischen Villa Pratteln-Kästeli oder mehrjährige Burgenrestaurierungen wie auf der Homburg füllen



schnell einmal zehn oder mehr Bundesordner mit Dokumentationsmaterial.

Obwohl inzwischen alle Tagebücher, Arbeits- und Befundbeschreibungen sowie ein grosser Teil der Zeichnungen und Pläne digital erstellt werden, müssen sie immer noch in Papierform abgelegt werden. Zum einen dienen diese Ausdrücke als «Sicherheitskopie», und zum anderen ist es oft einfacher, bei der späteren Auswertung mit Papier zu arbeiten.

Im Sommer dieses Jahres wurde nun eine sieben Meter lange, dritte Regalebene über unseren Hängeregisterschubladen aufgebaut. Die momentan noch bestehenden Lücken innerhalb der Ordnerreihen werden aber schnell wieder aufgefüllt sein – spätestens dann, wenn die Dokumentationen aller

in diesem und im nächsten Jahresbericht beschriebenen Fundstellen ans Archiv abgeliefert sind. In welcher Richtung die Regale dann erweitert werden können, ist im Moment noch unklar.

Bericht: Barbara Rebmann

Das waren noch Zeiten! 1974 hatte das gesamte archäologische Archiv an einer einzigen Bürowand Platz.



«Landunter» im Fotoarchiv der Fachstelle Archäologie und Museum

Auch das Büro der Praktikantin Noëmi Elmiger diente als Notunterkunft für das evakuierte Fotoarchiv.

Am 15. Juni frühmorgens meldete der Hauswart Heinz Rudin: «Wassereinbruch im Fotoarchiv». Der 200-Liter-Boiler im Putzkammerli über dem Archivraum war in der Nacht ausgelaufen. Ein kurzer Blick zeigte Schreckliches: Es «regnete» bereits stark von der Decke, und auf dem Boden stand das Wasser flächendeckend gut einen Zentimeter hoch.

Sofort dirigierte Heinz Rudin seine Arbeitskollegen anstatt zur geplanten gemeinsamen Sitzung ins Amtshaus um, wo sie kurz darauf mit einem Wassersauger anrückten. So schnell wie möglich trugen wir zu fünft die gefährdeten Kartonschachteln aus dem heissfeuchten «Dampfbad» und begannen das stehende Wasser abzusaugen. Eine knappe Stunde später entdeckte Roland Leuenberger bei Arbeitsbeginn im Konservierungslabor die Warnung des Klima-Überwachungssystems auf seinem PC. Sofort eilte auch er zusammen mit dem Sammlungsverantwortlichen des Museum.BL, Marc Limat, und diversen Messgeräten zu Hilfe.

Nach rund eineinhalb Stunden war das gesamte historische Fotomaterial des Museum.BL, dazu Negative von rund 100 Jahren archäologischen Grabungen und die eingelagerten Bilder und Archivschränke der kunsthistorischen Sammlung unbeschadet im Gang und in mehreren benachbarten Büros zwischengelagert. Die gut schliessenden Diaschränke des Archäologie-Archivs auf der trockenen Raumseite konnten unter stetiger Überwachung der Luftfeuchtigkeit im Innern noch einige Stun-



den dort verbleiben und wurden erst später geleert.

Noëmi Elmiger, Praktikantin im Archäologie-Archiv, verpackte in rund acht Stunden das klar strukturierte Negativ- und Diaarchiv der Archäologie in 48 Umzugskartons. Die definitive Einlagerung der bereits digitalisierten Dias ins Staatsarchiv war eigentlich für die Sommerferien geplant gewesen, fand nun aber gezwungenermassen drei Wochen früher und erst noch im Eiltempo statt. Zusammen mit Thomas Zürcher, wissenschaftlicher Archivar im Staatsarchiv Baselland, wurde eine schnelle und unkomplizierte Lösung für eine vorübergehende Zwischenlagerung gefunden. Nach einer intensiven Woche war das gesamte Fotomaterial der kantonalen Fachstelle Archäologie und Museum unbeschadet in 72 Umzugskartons, sechs grosse Plastikcontainer und zwei extragrosse Kartonschachteln verpackt, beschriftet und bereit zum Transport ins Staatsarchiv.

Nun hoffen wir auf ein neues und sicheres Fotoarchiv in Büronähe. Denn solange die Sicherheitsdigitalisierung der alten Grabungsakten und die Aufarbeitung aller Museumsdokumentationen noch

nicht abgeschlossen ist, muss immer wieder altes Fotomaterial beigezogen werden. Dann ist die Gehdistanz zum Staatsarchiv für eine speditive Überarbeitung alter Akten doch eher hinderlich.

Bericht: Barbara Rebmann

Bereits für den Abtransport: Giovanni di Stefano stellt die Kisten fürs Staatsarchiv zusammen.





Auswertung und Vermittlung

Das Team der Archäologie Baselland leistet Jahr für Jahr einen grossen und engagierten Einsatz, um neben den täglichen Pflichten die Auswertungs- und Vermittlungsarbeit nicht zu kurz kommen zu lassen. Das Ergebnis ist auch in diesem schwierigen Jahr beachtlich. Spektakulär waren die gemeinsamen Auftritte der archäologischen Institutionen an den Jubiläumsanlässen der Universität in Liestal und Basel. Im Heimatmuseum Sissach informiert neuerdings eine Ausstellung über die wichtigsten Resultate der Ausgrabungen von 1965 in der Dorfkirche. In Zunzgen stehen neue Infotafeln, die unter anderem über den sagenumwobenen Büchel, das Wahrzeichen des Dorfes, Auskunft geben. Und grosses Aufsehen erregte die Artikelserie «Auf den Spuren der Römer» von Heinz Spinnler, die in der Sissacher Volksstimme erschienen ist.

Zahlreiche Vorträge und Führungen gingen – im Idealfall gleich vor Ort – auf einzelne Fundplätze ein. Spitzenreiter waren dieses Jahr die römische Wasserleitung von Liestal nach Augst und die Homburg, wo Michael Schmaedcke und Claudia Spiess parallel zu den Sanierungen mehrere Führungen anboten.

Auch die Forschung ging voran: Debora Tretola weitete nach ihrer Lizentiatsarbeit die Auswertung von Reinach-Mausacker auf sämtliche spätlatènezeitlichen Befunde aus. Weitere universitäre Abschlüsse sind in Arbeit. Zusammen mit der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt und Partnern im Elsass und in Baden entstand ein Tagungsbeitrag zur Besiedlung der Region in der Spätlatènezeit. Hinzu kommt, dass der Schreibende immer öfter als Gutachter und Betreuer von universitären Arbeiten wirkt, was einerseits die Vernetzung mit den Hochschulen intensiviert, andererseits die Gewähr gibt, dass die eigenen Forschungsanliegen dort auch zur Kenntnis genommen werden.

Reto Marti

Auch ein Beitrag an die Forschung: Studierende der Universität Basel erfahren in Oberdorf und im Archiv der Archäologie Baselland, wie man mit modernsten Mitteln Grabungen dokumentiert und die so gewonnenen Daten effizient verwaltet.

Spätlatène am Oberrhein: ein trinationales Projekt

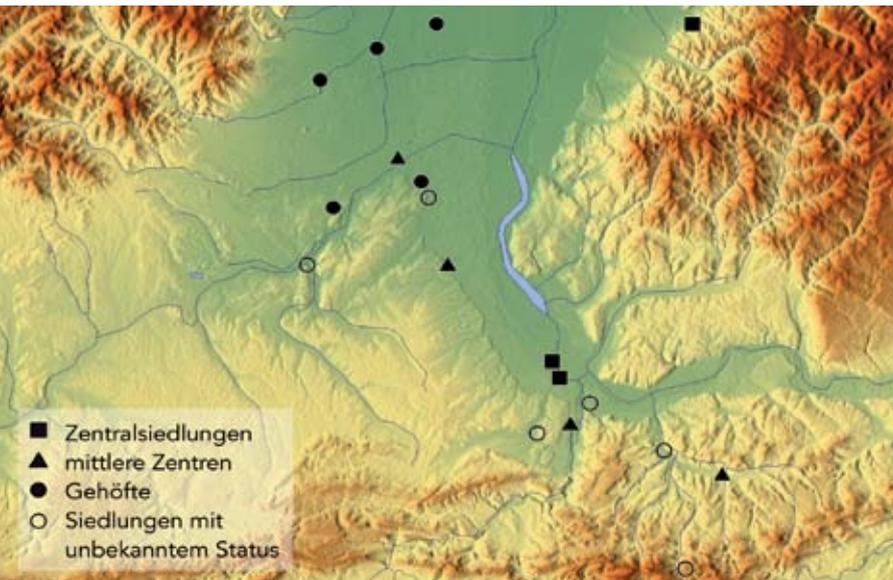
Grundlage des
Forschungsprojektes
bildete die grenz-
überschreitende
Kartierung von Fund-
stellen und Funden.

Wer die Siedlungsgeschichte der Region Basel im Wandel der Zeit untersuchen möchte, stösst heutzutage schnell an Grenzen. Damit ist nicht nur gemeint, dass vieles noch unentdeckt im Boden schlummert oder die durchgeführten Ausgrabungen meist noch nicht ausgewertet sind, so dass man sich durch riesige Materialmengen kämpfen müsste.

Nein, es sind vor allem ganz reale Trennlinien, die die Arbeit erschweren: Moderne Sprach-, Länder-, Kantons- und Gemeindegrenzen, die überhaupt nichts mit der ur- und frühgeschichtlichen Realität gemein haben.

Allein auf dem Gebiet der heutigen Schweiz haben wir es im Nordwesten mit vier Kantonsarchäologien zu tun (Aargau, Baselland, Basel-Stadt, Solothurn), die Teilgebiete unter ihrer Obhut haben. Betrachten wir jedoch die Geografie, wird schnell klar, dass das Gebiet nördlich des Juras bis weit in die Oberrheinische Tiefebene hinein eine zusammengehörende, natürliche Siedlungskammer bildet. Deshalb darf die Untersuchung der Siedlungsgeschichte nicht an den Kantons- und Landesgrenzen halt machen.

Diese logische Forderung erfährt in der Praxis leider allzu oft einen Dämpfer: Geld für länderübergreifende Projekte aufzutreiben erweist sich als schwierig, der Transfer von Fundmaterial ist zolltechnisch mit hohen Hürden verbunden und oftmals fehlen auch die Kontakte zu den Kolleginnen und Kolle-



gen in Deutschland und Frankreich. Umso erfreulicher ist es, dass letztes Jahr unter der Federführung der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt ein kleines, aber feines Projekt zur Untersuchung der spätlatènezeitlichen Besiedlung am Oberrhein zustande kam. Anlass dafür war die Tagung der «Französischen Gesellschaft zur Erforschung der Eisenzeit» (Association Française pour l'Étude de l'Âge du Fer) in Aschaffenburg im Mai 2010.

Als Spätlatènezeit wird die letzte Epoche der Eisenzeit bezeichnet, also die Zeitspanne von ca. 150 v. Chr. bis zur Ankunft der Römer um 40 v. Chr. Schon lange waren in der Region Basel länderübergreifend ähnliche Tendenzen in der Siedlungsdynamik bekannt. Zum Beispiel bestanden sowohl in Basel wie auch in Breisach zu Beginn dieser Zeit grosse offene Siedlungen, die um 80 v. Chr. zugunsten von kleineren, dafür befestigten Siedlungen aufgelassen wurden.

Ein Team von Fachleuten aus den verschiedenen Ländern und Kantonen sowie Münzspezialisten versuchten nun, alle Siedlungen zu erfassen, zu ka-

tegorisieren und die Beziehung untereinander festzustellen. Dazu wurde eine einheitliche Datenbank angelegt und mit den Angaben aller bekannten Fundstellen gefüttert. Wie so oft zeigte es sich leider, dass viele Fundstellen – gerade auch im Kanton Baselland – sehr dürftig ergraben und erforscht sind. Im Anschluss an die Datenerfassung versuchte man,

So stellte sich Fritz Pümpin die spätlatènezeitliche Töpfersiedlung im Brühl, zu Füssen der Sissacher Fluh vor.



Gibt auch nach dem Forschungsprojekt Rätsel auf: Welche Rolle spielte die Gerstelfluh ob Waldenburg?

die Fundstellen in Siedlungskategorien einzuteilen: vom einfachen Gehöft über mittelgrosse Siedlungen bis hin zu so genannten Zentralorten, die vergleichbar mit den heutigen Städten den Handel und die handwerkliche Produktion einer Region dominierten.

Einige Teilresultate der Analyse waren auf den ersten Blick wenig überraschend: Die Zentren der Nordwestschweiz waren eindeutig die beiden Siedlungen Basel-Gasfabrik (für eine ältere Phase) und Basel-Münsterhügel (für eine jüngere Phase), was hinlänglich bekannt war. Diese Zentralorte wiesen enge Beziehungen zu entsprechenden Grosssiedlungen auf der rechten Rheinseite auf, aber auch zu kleineren Zentren auf dem Gebiet des Kantons Baselland. Hier konnten zwei mittlere Zentren ausgemacht werden: Sissach und Reinach. Diese Siedlungen scheinen nicht nur eine Zentrumsfunktion für die umliegenden Gebiete erfüllt zu haben, sondern lieferten auch zahlreiche Hinweise für teils überregionale Beziehungen. Nicht recht ins Raster passte die Fundstelle Waldenburg-Gerstelfluh. Diese Ansiedlung auf beinahe unzugänglichen Felskretzen oberhalb von Waldenburg wies im Fundmaterial erstaunliche Parallelen zu den Zentralorten auf, erreichte natürlich aber nie deren räumliche Ausdehnung. Was genau die Rolle dieser speziellen Siedlung nahe dem strategisch wichtigen Jurapass über den oberen Hauenstein war, bleibt vorderhand unklar.



Ein weiteres wichtiges Ergebnis für die zukünftige Arbeit der Archäologie Baselland war der Umstand, dass vor allem im Vergleich zum Elsass praktisch keine Gehöfte identifiziert werden konnten. Diese sind sicher unter den Fundstellen zu suchen, die «mangels Beweisen» – sprich: mangels aussagekräftiger Funde und Befunde – keiner Siedlungskategorie zuzuweisen waren. Andererseits ist aber auch mit zahlreichen Fundstellen zu rechnen, die bislang noch unbekannt sind oder bei Bauarbeiten unbeobachtet zerstört wurden, denn die keltische Holzbautechnik hinterliess leider keine so auffälligen Spuren, dass sie auch von Laien sofort erkannt würde. Hier gilt es in Zukunft sicher die Baustellenkontrollen in «heissen» Gebieten zu intensivieren.

Zukünftige Auswertungen werden zudem helfen, die zeitliche Dynamik der Siedlungsgeschichte noch besser zu verstehen. Insgesamt konnte aber ein stimmiges, wenn auch mit Forschungslücken behaftetes Bild der spätlatènezeitlichen Siedlungslandschaft am Oberrhein erstellt werden, das sehr schön gezeigt hat, wie willkürlich die modernen Grenzen diese Siedlungskammer zerschneiden. Zu

hoffen ist, dass die nun geknüpften Kontakte noch zahlreiche Früchte tragen werden.

Bericht: Andreas Fischer

Weitere Informationen: Die ausführlichen Ergebnisse werden im Kongressband der im Text erwähnten Tagung publiziert.

Spätkeltische
Potin-Münze mit
Kriegerkopf, Pferd und
Umschrift TOVRONOS
CANTORIX aus
Reinach, Mausacker.



Die Volksstimme «Auf den Spuren der Römer»

Historisches Dokument.
Ausgrabungen um 1906
im römischen Gutshof
von Ormalingen, Buchs.

Die «Römer» haben in der Region Basel äusserst reichhaltige Spuren hinterlassen. In den rund 400 Jahren ihrer Herrschaft erlebte nicht nur die Kolonie Augusta Raurica Blüte und Niedergang, es entstanden auch zahlreiche kleinere und grössere Gutshöfe («villae rusticae») im Umland. Letztere sicherten

durch ihre Überproduktion an landwirtschaftlichen Gütern nicht nur die Versorgung der Kolonie mit Lebensmitteln. Nein, sie waren oft auch repräsentative Landsitze reicher Stadtleute mit allem Luxus der damaligen Zeit wie Bäder, beheizten Räumen, fliessendem Wasser und Lustgärten.

Auch wenn von den meisten Villen heute im Gelände kaum mehr etwas zu erahnen ist und bei einigen nicht einmal die genaue Lokalisierung der Gebäude gesichert ist, berufen sich doch zahlreiche Gemeinden im Baselbiet in ihrer Heimatkunde stolz auf dieses Erbe. Um die Erforschung dieser (leider) oft im frühen 20. Jahrhundert ergrabenen und teilweise zerstörten Anlagen steht es jedoch schlecht. Die Dokumentationen beinhalten vielfach nur grobe Skizzen der Ausgrabungen und die Funde harren im Depot ihrer Bearbeitung.



Es ist das Verdienst des Autors Heinz Spinnler, dass diese Hinterlassenschaften im letzten Jahr einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht wurden. In einer nicht weniger als 23 Teile umfassenden Serie in der Volksstimme Sissach wandelte er in loser Folge vom 1. April bis zum 28. Dezember «Auf den Spuren der Römer». Dabei liess er bis auf ein paar Ausnahmen ganz bewusst die gut bekannten und als Ruinen erhaltenen Bauwerke in Augst weg. In seinen Artikeln zu den Gutshöfen Ormalingen, Lausen, Bennwil, Sissach, Gelterkinden, Hölstein, Oberdorf, Maisprach, MuttENZ, Liestal und Pratteln zeigte er des Öfteren bislang unpublizierte Pläne, Funde und Rekonstruktionszeichnungen aus den Beständen der Archäologie Baselland. Um dieses Material zusammenzutragen, «grub» er stunden- ja tagelang im Archiv nach Informationen und brachte einige Trouvaillen ans Licht, die teilweise selbst

für uns überraschend waren. Für alle, die diese informative und leicht verständliche Serie verpasst haben, bleibt zu hoffen, dass sie wie angekündigt schon bald als Sonderdruck vorliegen wird.

Bericht: Andreas Fischer

Die jeweils ganzseitigen Berichte von Heinz Spinnler in der Volksstimme erregten grosse Aufmerksamkeit.



Heimatmuseum
Sissach, eine
Ausstellung in der
Ausstellung. Die
Ergebnisse der
Kirchengrabung
werden in der Form
einer «Insel» innerhalb
der bestehenden
Dauerausstellung
präsentiert.



Heimatmuseum Sissach: Eine Ausstellung zu den Ursprüngen der Kirche

«Bei Nacht und Nebel – Die Entdeckung der Ursprünge der Sissacher Kirche»: Unter diesem geheimnisvollen Titel wurde am 15. Oktober 2010 im Heimatmuseum Sissach eine Ausstellung eröffnet. Sie zeigt einerseits die Baugeschichte der Kirche St. Jakob von einer einfachen Eigenkirche zum spätgotischen Gotteshaus, andererseits aber auch die Funde aus den Gräbern des 7. Jahrhunderts nach Christus, die eben nur dank einer Nacht und Nebel-Aktion eines Lehrers entdeckt wurden.

Die Story liest sich wie ein Krimi: Als 1965 die Kirche St. Jakob renoviert werden sollte, beschloss man, den Untergrund archäologisch untersuchen zu lassen. Die Erwartungen standen hoch, waren doch im Umkreis bereits einige frühmittelalterliche Funde aufgelesen worden. Da es zu diesem Zeitpunkt noch keine Kantonsarchäologie gab, übertrug man die Leitung der Ausgrabung dem damaligen Sekretär des Instituts für Ur- und Frühgeschichte in

Basel. Dieser legte denn auch zahlreiche Gräber frei, jedoch keines aus dem frühen Mittelalter.

Schliesslich erklärte er die Grabung für beendet, da der gewachsene Boden erreicht sei. Dies konnte Marcus Wiedmer, ein Lehrer, der in der Baukom-

**Kirchen hinter Glas.
Die Baugeschichte der
Sissacher Kirche wurde
anhand von Modellen
veranschaulicht.**



Der Kirchengründer
und seine Tochter:
Benoît Clarys'
Zeichenkunst liess die
beiden auferstehen.

mission der Kirchenpflege einsass, nicht glauben. Er ging eines Nachts mit seinem elfjährigen Sohn in die Kirche. Mit einem Einzack schürfte er an der Oberfläche des angeblich gewachsenen Bodens. Und tatsächlich legte er innert kürzester Zeit die Umrisse eines tieferliegenden Grabes frei. Die Grabung war also noch lange nicht beendet, und sie

erbrachte in der Folge zahlreiche Bestattungen mit prächtigen Beigaben aus dem 7. Jahrhundert nach Christus.

Die schönsten dieser Funde sind nun in der Ausstellung zu sehen. Daneben glänzt die von der Archäologie Baselland konzipierte Ausstellung durch zwei mit modernster Technik zum Leuchten gebrachte Lebensbilder in «Echtgrösse». Hörstationen mit fiktiven Geschichten zum mutmasslichen Gründer der Kirche und seiner Tochter entführen das Publikum in die gar nicht so graue Frühzeit des Dorfes.

Die Baugeschichte der Kirche wird anhand von Modellen gezeigt, die mittels sogenanntem 3-D-Druckverfahren erzeugt wurden – ein Novum in der Baselpolitaner Ausstellungsgeschichte. Bei diesem Verfahren wurden die einzelnen Bauphasen zuerst



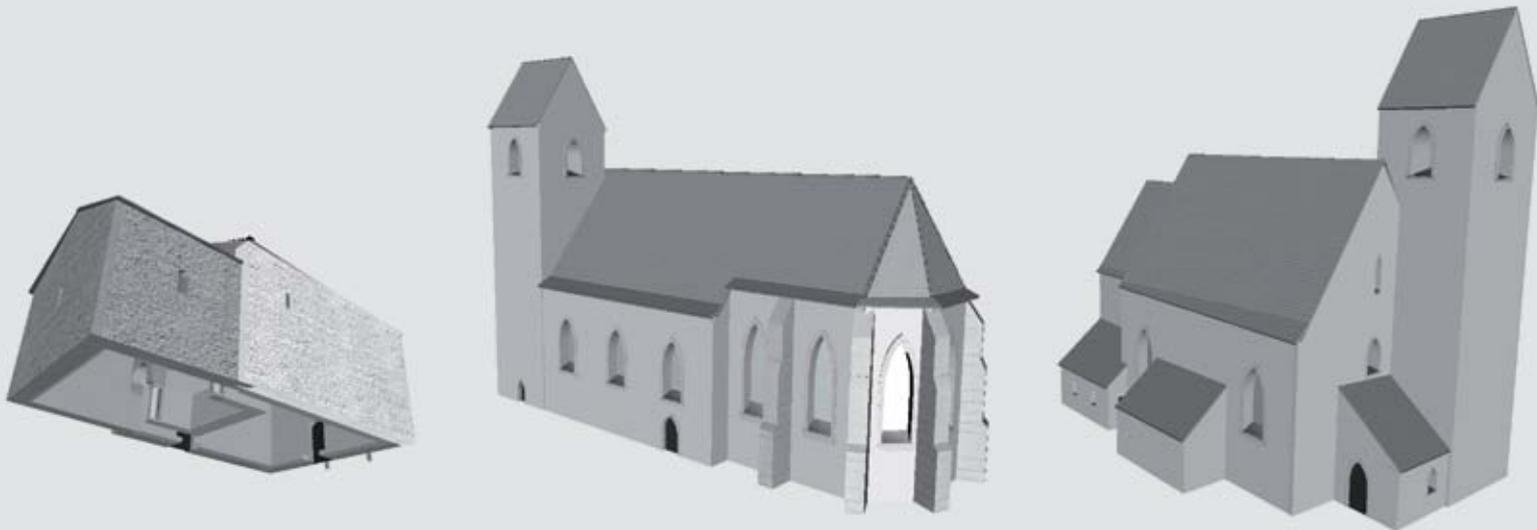
dreidimensional am Computer rekonstruiert. Ein spezielle Maschine «druckte» diese virtuellen Modelle dann aus, indem ein Schlitten in 0.1 mm dicken Schichten ein Pulver auftrug, das an den entsprechenden Stellen mittels eines Binders gefestigt wurde. Gleichzeitig wurde an den Kanten der Gebäude auch noch die gewünschte Farbe aufgetragen.

Die sehr sehenswerte Ausstellung ist noch bis zum 2. Oktober 2011 jeweils am ersten und dritten Sonntag des Monats von 11.00–16.00 Uhr geöffnet.

Bericht: Andreas Fischer

Weitere Infos: www.archaeologie.bl.ch, Fundstellen; www.museum-sissach.ch

Die virtuelle Rekonstruktion der einzelnen Bauphasen diente als Basis für die im «3D-Druckverfahren» hergestellten Kirchenmodelle.



550 Jahre Universität Basel: Die Archäologie feiert mit

Der «archäologische Sandkasten» war ein voller Erfolg. Was hier zum Vorschein kam ...

Die Universität Basel ist die älteste Hochschule der Schweiz. Ihre Gründung im Jahr 1460 war eine indirekte Folge des vorangegangenen Konzils von Basel (1431–1448). Zum grossen Jubiläum organisierte die Universität an verschiedenen Orten in der Nordwestschweiz Feierlichkeiten und einen «Markt des Wissens». An diesem hatten die einzelnen Insti-

tute die Gelegenheit, sich und ihre Arbeit zu präsentieren. Schon früh keimte bei den einzelnen Disziplinen der Altertumswissenschaften die Idee, mit einem gemeinsamen Projekt aufzutreten. Auch die eng verbundenen kantonalen Dienststellen (Archäologie Baselland, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt, Römerstadt Augusta Raurica) wurden eingeladen, sich zu beteiligen.

Das Grundkonzept war schnell gefunden. In einem grossen Sandkasten wurden unzählige Funde vergraben, die das vorwiegend jugendliche Publikum – bewaffnet mit kleinen Schaufeln, Pinseln und Fundkiste – selber ausgraben konnte. Nach einer ersten Kurzbestimmung begaben sich die Finder mit ihren Trouvaillen zu den einzelnen Institutionen, zum Beispiel mit den Knochen zu den Archäozoologen, mit den Steinen zur Geoarchäologie usw., wo sie weitere Informationen zu den Objekten bekamen. Am Stand der Archäologie Baselland wurde die Restaurierung von Objekten live vorgeführt und alle konnten ihren schönsten Fund fotografieren und inventarisieren. Auf einer Stempelkarte liess man



sich seine Verdienste bestätigen, und wer fleissig war, bekam ein kleines Präsent.

Zweimal, am 17.–18. April 2010 in Liestal und am 17.–19. September 2010 in Basel, machten so alle Beteiligten mit grossem Engagement das weite Arbeitsfeld «Archäologie» einem sehr interessiertem Publikum bekannt. Die Leute kamen in Strömen: 20'000 in Liestal und gar 80'000 in Basel, und in aller Bescheidenheit darf wohl gesagt werden, dass der Stand der archäologischen Disziplinen zu den Highlights gehörte – wenn nicht für alle Bevölkerungsschichten, so doch zumindest für die zahlreichen Kinder. Zeitweise war so viel Gewimmel auf der «Ausgrabung», dass man vor lauter Köpfen den Sand nicht mehr sah. Auch die Beachtung in den Medien war überaus gross: Kaum ein Pressebericht, in dem wir nicht erwähnt waren, und selbst das Schweizer Fernsehen brachte Bilder von wühlenden Kindern in der Hauptausgabe der Tagesschau.

Fazit: Der Anlass war beste Werbung für die Archäologie, und es bleibt zu hoffen, dass sich manch zukünftige Politikerin oder ein kommender Bauherr an seine glücklichen Stunden auf der Ausgrabung im Sandkasten erinnern wird.

Bericht: Andreas Fischer

... wurde an den umliegenden Stationen fachkundig beurteilt. Welcher Knochen war es wohl?



Leihgabe von Objekten

Seltene Funde aus dem
13./14. Jahrhundert
von der Burg Madeln:
Armbrustspannhaken,
Zange und Hammer.

- Westfälisches Landesmuseum für Industriekunst, Dortmund, Ausstellung «Helden im Mittelalter»: 2 Topfhelme von Pratteln-Madeln (Kopie), 2 Reitsporen von Wenslingen-Ödenburg.
- Westfälisches Landesmuseum für Archäologie, Herne, Ausstellung «AufRuhr 1225»: 2 Topfhelme

(Kopien), 2 Armbrustspanner, Zange und Hammer von Pratteln-Madeln.

- IPNA Universität Basel, Jörg Schibler, DNA- und ¹⁴C-Analyse: Wildpferd-Zahn und Steinbock-Zahn von Roggenburg-Abri Neumühle.

- Stadt- und Dichtermuseum, Liestal, Ausstellung «Doppelzunge. Im Spannungsfeld von Mundart und Hochdeutsch»: 14 frühmittelalterliche Objekte von Ormalingen-Buchs und Eptingen-Stamberg.

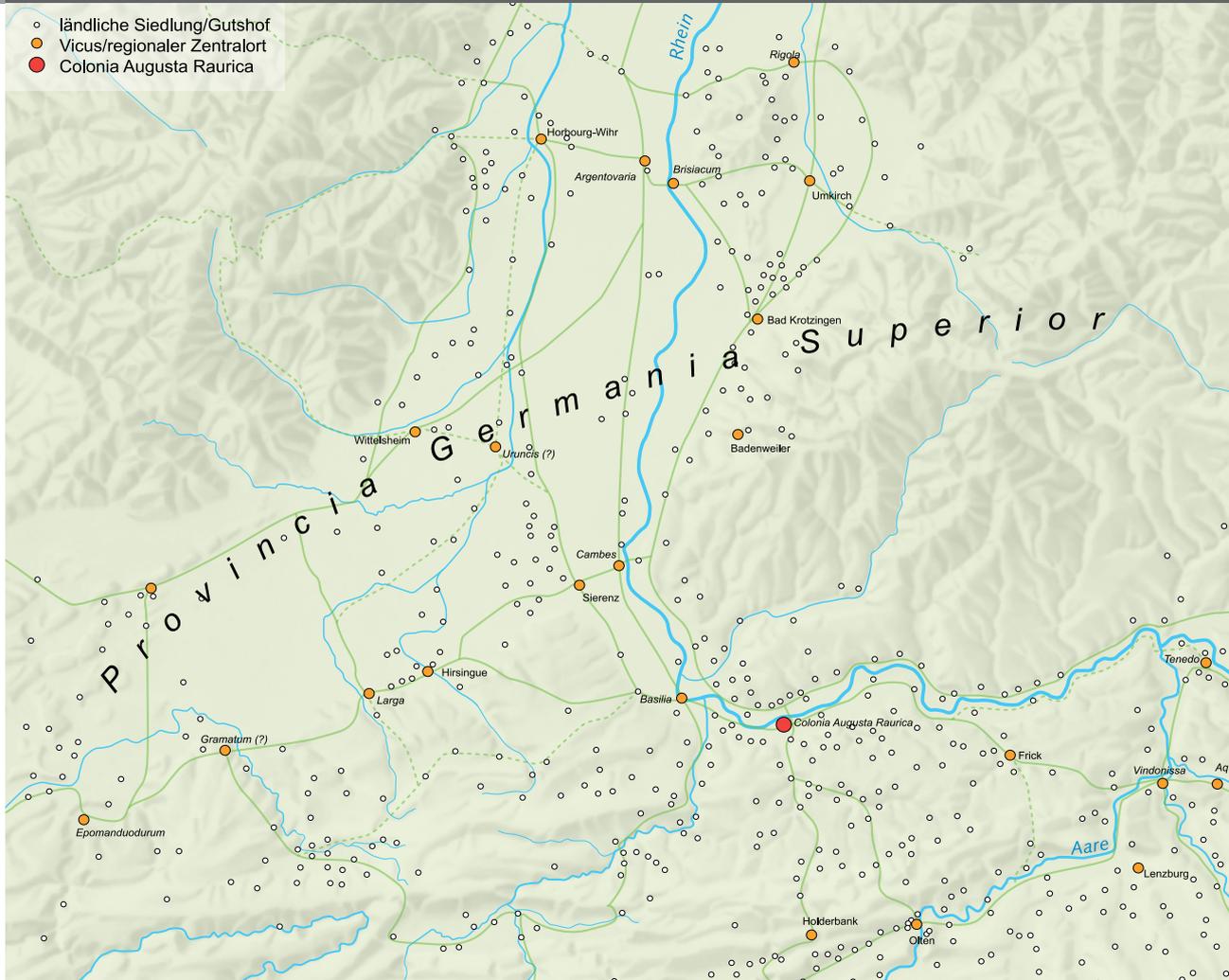


- Nadja Kohler, Läfelfingen, Schulunterricht: 7 römische Objekte aus dem Kantonsgebiet.
- Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Ausstellung «Mythos Burg»: 6 Objekte von Eptingen-Riedfluh, Füllinsdorf-Altenberg und Pratteln-Madeln.
- Historisches Museum Olten, Ausstellung «Die Grafen von Frohburg»: 20 Objekte von Eptingen-Riedfluh, Füllinsdorf-Altenberg, Gelterkinden-Scheidegg, Langenbruck-Schöntal, Lausen-Bettenach, Liestal-Burghalden und Sissach-Bischofstein.
- Heimatmuseum Sissach, Ausstellung «Bei Nacht und Nebel. Die Entdeckung der Ursprünge der Sissacher Kirche»: 77 Objekte von Sissach-Kirche St. Jakob.

Viel auf Reisen: drei rekonstruierte Töpfe der Zeit um 1200 von der Burg Riedfluh bei Eptingen.



- ländliche Siedlung/Gutshof
- Vicus/regionaler Zentralort
- Colonia Augusta Raurica



Der neu erschienene historische Atlas der Region Basel enthält auch Karten zur Ur- und Frühgeschichte, die zum Teil in der Archäologie Baselland entstanden sind. Hier der Entwurf zu einer Besiedlungskarte der römischen Blütezeit «um 200 n. Chr.» (Ausschnitt).

Publikationen

- David Drissner, Peter Gehrig, Reto Marti, Erwin Hildbrand und Frank Hesford, Identification of a Red Wine Marker in Residues from a 13th Century Cellar. *Chimia* 63, 2009, 169.
- Christoph Merian Stiftung (Hrsg.), Historischer Atlas der Region Basel. Geschichte der Grenzen (u.a. mit Karten von Reto Marti zur Römerzeit um 200 n. Chr., zur Spätantike um 400 n. Chr. und zum Frühmittelalter im 7. Jahrhundert).
- Michael Schmaedecke, Der Ausbau der Basler Landvogteisitze am Beispiel der Homburg und der Farnsburg. *Forschungen zu Burgen und Schlössern* 13. Die Burg zur Zeit der Renaissance (München/Berlin 2010) 101–110.

Die Wirren der 1790er Jahre brachten das Ende der Landvogteien: Beispiel Farnsburg (J. J. Ketterlin, Öffentliche Kunstsammlung Basel).



Zeittabelle (v. Chr.)		Ereignisse	Funde, Fundstellen
Zeitenwende			
200	Jüngere Eisenzeit (Latènezeit)	Rauriker (Kelten) erste stadtartige Siedlungen (Oppidum Basel-Gasfabrik) Caesar erobert Gallien, erste schriftliche Nachrichten Gründung der Colonia Augusta Raurica (-44, erste Funde -15)	Oppidum, Töpferei (Sissach-Fluh und Brüel) Flachgräber (Allschwil, MuttENZ, Diepfingen ...) Siedlungsgruben (Gelterkinden, Therwil)
400			
600	Ältere Eisenzeit (Hallstattzeit)	Werkzeuge und Schmuck aus Eisen «Fürstensitze», erste Luxusimporte aus dem Mittelmeerraum	Höhensiedlungen (MuttENZ-Wartenberg, Sissach-Burgenrain) Grabhügelfelder (MuttENZ-Hard, Pratteln)
800			
1000	Bronzezeit	Herausbildung sozialer Schichten Buntmetall (Bronze) wird wichtiger Werkstoff befestigten Höhensiedlungen Metallhandel, Metallhorte Klimaverschlechterung, Aufgabe der Seeufersiedlungen (-800)	Höhensiedlungen (Pfeffingen-Schalberg, MuttENZ ...) Siedlungen und Urnengräber (Birseck) Depotfunde (Aesch, Allschwil)
1500			
2000			
3000			
5500	Jungsteinzeit (Neolithikum)	Beginn Sesshaftigkeit, Ackerbauern, Viehzüchter erste Keramik, Objekte aus geschliffenem Stein Bau fester Häuser, im Mittelland erste Seeufersiedlungen	La Hoguette-Keramik (Liestal-Hurlistrasse) Dolmengräber (Aesch, Laufen) Silixabbau (Lampenberg-Stälzer)
7000	Mittelsteinzeit (Mesolithikum)	Jäger und Sammler in Wald- und Buschlandschaften	Bestattung (Birmatten-Basisgrotte)
10'000			
50'000	Altsteinzeit (Paläolithikum)	nomadisierende Jäger und Sammler Homo erectus, Neandertaler, moderner Mensch Werkzeuge aus Silix und Geröllen Eiszeiten wechseln mit Warmzeiten Gletscher und Tundra Beginn der Wiederbewaldung und Fundzunahme (ab -11'000)	Faustkeil (Pratteln) Chopping tool (Reinach-Mausacker) Freilandstation (MuttENZ-Rütihard) Silixabbau (Roggenburg) bemalte Gerölle (Arlesheim)
100'000			
150'000			
300'000			
600'000			

Funde, Fundstellen	Ereignisse	Zeittabelle (n. Chr.)	
<p>Gewerbeanlagen (Binningen-Hollee) militärische Anlagen (Belchen, Langenbruck, ...)</p>	<p>Kantonstrennung (1832), Bundesstaat (1848) Bevölkerungsexplosion Industrialisierung, Technisierung, Informationsgesellschaft</p>	Moderne	2000
<p>Bauernhäuser, Gewerbeanlagen, Kirchenumbauten Hochwachten (Frenkendorf-Fluh, Pratteln, Sissach-Fluh, ...) Verkehrswege (Langenbruck-Passstrasse) Schlösser (Birseck, Farnsburg, Homburg, Pfeffingen ...)</p>	<p>Reformation (ab 1520) Dreissigjähriger Krieg (1618–1648) Kolonialisierung in Amerika, Afrika und Asien</p>	Neuzeit	1800 1600
<p>Kleinstädte (Liestal, Laufen, Waldenburg) Burgen (Pratteln-Madeln, Arlesheim-Birseck, Farnsburg, Homburg, Sissach-Bischofstein, Zwingen-Ramstein ...)</p>	<p>Herausbildung der Eidgenossenschaft Erdbeben von Basel (1356) Gründung der Universität Basel (1460)</p>	Spätmittelalter	1400
<p>Dörfer (Lausen-Bettenach, Liestal-Rösern, Reinach, Aesch ...) Kirchen, Klöster (Aesch, Muttenz, Langenbruck-Schöntal ...) Burgen (Füllinsdorf-Altenberg, Wenslingen-Ödenburg, Eptingen-Riedfluh, Muttenz-Wartenberg ...)</p>	<p>Stadtgründungen (Liestal, Waldenburg, Laufen) Burgenbau, Rodungen, Basel erhält Stadtmauer (um 1100)</p>	Hochmittelalter	1200 1000
<p>ländliche Siedlungen (Lausen-Bettenach, Pratteln, Reinach ...) Gräberfelder (Aesch, Reinach, Therwil, Eptingen ...) Kirchen (Oberwil, Lausen, Sissach, Buus, Bennwil, ...) frühe Burgen (Liestal-Burghalden, Sissach, Zunzgen-Büchel) Töpfereien (Oberwil, Therwil, Reinach)</p>	<p>Merowinger integrieren Region ins Frankenreich (534/537) intensivierte Christianisierung, Kirchen und Klöster entstehen Altsiedelland der Römerzeit wird wieder besiedelt Herausbildung der Feudalgesellschaft Königreich Hochburgund (888–1032)</p>	Frühmittelalter	800 600
<p>Koloniestadt Augusta Raurica Gutshöfe (Liestal-Munzach, Muttenz, Pratteln, Hölstein ...) Wasserleitung (Lausen-Liestal-Füllinsdorf-Augst) Heiligtümer (Bubendorf-Fieleten, Frenkendorf-Fluh) spätromische Wachtürme (Birsfelden, Muttenz, Rheinfelden)</p>	<p>Romanisierung der Bevölkerung (Gallo-Römer) Handel und Verkehr blühen in zentralen Lagen entstehen grosse Gutshöfe dichte Besiedlung, Entvölkerung in Krisen des 3. und 4. Jh.</p>	Römerzeit	400 200 Zeitenwende

